

Rømø-Gäste

Vom selben Autor
Wohin man sich auch wendet
Die deutsche Dolmetscherin

Henrik Nissen

Rømø-Gäste

10 Kurzgeschichten

Die sich auf Rømø abspielen, während ein Virus
die Welt ins Koma versetzt hat.

Saxo Publish

Rømø-gäste

Henrik Nissen

© Henrik Nissen 2023

Titelbild: Gemälde von Margit Enggaard Poulsen

Übersetzung: Finn Antin Jørgensen

Set mit Palatino Linotype

Gedruckt in der EU – Saxo Publish

ISBN:

Jegliche Art Vervielfältigung aus diesem Buch darf nur in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes vom 14. Juni 1995 in der jeweils gültigen Fassung erfolgen.

„Literatur kann ein Anreiz sein, dem Einzelnen den Weg zu dem zu öffnen, was wir teilen.

Eine Diagnose stellen, die auf viele zutrifft.

Aber dann muss der Einzelne die Arbeit selbst machen.“

Zitat: Peter Seeberg

Inhalt

- Die Schlachtbank, S. 7
Der Faschinenmann, S. 27
Zehntausend Schritte, S. 39
Der Vogelbeobachter in Juvre, S. 65
Der Hundewald, S.
Die Verkäuferin in Lakolk, S.
Die Diebe, S.
Der Wolf, S.
Der Doktor, S.
Das Grab des Autors, S.

Die Schlachtbank

ICH STELLTE DAS FAHRRAD hin und ging, nachdem ich es sicher abgeschlossen hatte, in Richtung Dünen und Meer. Heute war das Wetter normaler, nur die wenigen Schneeflecken zeugten von der Jahreszeit. Die Temperatur war von minus zwölf Grad auf plus acht Grad gestiegen. In drei Tagen ein Anstieg von zwanzig Grad. Unglaublich! Der Wind hatte sich Richtung Westen gedreht und der Geruch in der Plantage war frisch und leicht frühlingshaft. Im Süden wurde die Sonne abwechselnd von den fast weißen Wolken verdeckt, die in gemächlichem Tempo dahintrieben. Die Radtour hatte mir die Wärme gegeben, also öffnete ich den Reißverschluss der Windjacke und hob meinen Arm, damit der flauere Wind meinen Achseln ein wenig Frische verleihen konnte. Es tat gut. Hier in der Plantage gehen die meisten Menschen die relativ breite Straße entlang, auf der zwei Autos bequem aneinander vorbeifahren können, um schnell in die Dünen zu kommen. Die Straße folgt der Plantage nach links und endet fast dort, wo sie beginnt. Wenn du geradeaus gehst, anstatt der Straße zu folgen, landest du in dem großen Dünengebiet südwestlich von Kongsmark. Ich wollte den

ganzen Weg zum Strand gehen, einen Blick auf den Esbjerg-See beziehungsweise den kleinen Strom werfen, der vor vielen Jahren „die Schlachtbank“ getauft wurde. Riesige, plötzliche Wassermassen hatten die Dünen von einem mächtigen Sturm überschwemmt, einen breiten Meeresarm geschnitten und viele der Schafe, die zwischen den Dünen weideten, ertranken. Der Name bezieht sich für mich hauptsächlich auf den Akt des Tötens, des Zerstückelns und möglicherweise des Essens von Tieren. Der Prozess muss dann auf einer Art Bank erfolgen, um den Namen vollständig zu rechtfertigen.

Deshalb ging ich auf Google und tippte „Schlachtung, Wörterbuch“ in das Suchfeld. Schlachten kann auch bedeuten: „Brutal und rücksichtslos töten“. Naja, ... Wenn es etwas gibt, das brutal und rücksichtslos töten kann, dann ist es die Natur. Das Meer hier draußen ist wahrscheinlich das brutalste, wenn es darauf ankommt. Das war mir jetzt im Klaren. Aber „Bank“? Wieder Googlen. Am nächsten kommt das Wörterbuch „Tisch oder ähnliches, auf der bestimmte Aufgaben ausgeführt werden können“.

Basierend auf den Gefühlen, Assoziationen der Menschen kann ein Strom leicht eine Schlachtbank sein.

Wenn man recherchiert, erzeugen die Informationen Bilder, und Sie verbinden die Bilder mit erweiterten

Erklärungen, um die Teile in einer Übersicht zusammenzusetzen, die für jemanden wie mich Sinn macht.

Ich befand mich in einer erschreckenden Abfolge von Erklärungen über ertrunkene Schafe, die damals gepelzt und zerstückelt wurden, wo das Blut das Gras über dem brutalen, neu entstandenen Bach befleckte und verklebte. Ochsenkarren, die die toten, zerstückelten Schafe aufsammelten, hinterließen tiefe Spuren zwischen den Dünen, die damals wahrscheinlich noch nicht so groß waren. Die Bauern und Knechte mit Blut an den Kleidern, geröteten Gesichtern und Arme, die Hände sauber im nun unschuldig stillen Brackwasser abspülten ... Der Mensch kann sich nur an der Natur rächen, indem er ihr einen Namen gibt. „Die Schlachtbank“ ist der Name, der den Ort zum ewigen Fluch verurteilt hat. So erzählen sich die Menschen gegenseitig die Geschichten von der Begegnung von Natur und Kultur.

Ich war jedoch gerade dabei, meine ganz eigene Geschichte über die „Schlachtbank“ zu erzählen.

Als ich am Ort ankam, schaute eine kleine Familie zwischen den Dünen hindurch. Sie waren mit Gummistiefeln und Windjacken mit Kapuze bekleidet. Normalerweise würde ich sie wahrscheinlich für Deutsche halten, aber in

diesen für die Welt unglücklichen Zeiten mit dem tödlichen Virus überall hielt ich es für eher unwahrscheinlich.

Als ich näherkam, konnte ich deutlich hören, wie der Vater über die Zeit sprach, als Hunderte von Schafen ertranken (Übertreibung fördert das Verständnis, dachte ich). Er deutete auf das Meer auf der anderen Seite der Bucht. Er fuhr fort, von den vielen Stürmen zu erzählen, die im Laufe der Zeit die Küsten verwüstet hatten und unzählige menschliche und tierische Schicksale auf dem Gewissen hatten. Ich dachte meins. Als ich an der Familie vorbeikam blinzelte ich den kleineren der Jungen an.

Ich konnte spüren, wie sie mir mit ihren Augen folgten.

Ich hasse es, beobachtet zu werden. Warum? Es hängt mit meiner Karriere als Mobbingopfer zusammen, was ich als Kind, als Teenager und bis zu meiner Scheidung war. Gemobbt wegen massiven Übergewichts. Damals habe ich in meinem Kopf die meisten Tyrannen getötet.

Jede Tötung führte zu einem schlechten Gewissen. Ich behauptete nicht, dass Gedanken und das belastete Gewissen die unmittelbare Grundlage meiner entwickelten Vorliebe für das Schreiben mörderischer Geschichten sind, aber es scheint ziemlich offensichtlich.

Nachdem ich eine der äußeren Dünen umrundet hatte, stand ich nun mit Blick auf den Strand und das Meer und konnte von der Familie nicht mehr gesehen werden. Von der immanenten Gewalt der Natur war nichts zu spüren. Aber wir wissen, dass dies „die Stille vor dem Sturm“ ist und „in einer rauen Schale steckt oft ein guter Kern“... Das monströse Meer, das so lebensspendend ist, reißt der Idylle nach Bedarf den Boden unter den Füßen weg – scheinbar willkürlich. Doch die Natur kennt kein schlechtes Gewissen.

Weit draußen waren drei Garnelenkutter zu sehen. Ich habe die Uhrzeit auf meinem Handy überprüft. 12:17.

Ich ging hinunter zum Strand. Es war fast Flut, also ging ich bis an den Rand des Wassers. Ich habe es immer geliebt, dem Muster zu folgen, dem nassen Abdruck im Sand, denen die krachenden Wellen erzeugen. Meine Fußabdrücke, so stelle ich mir vor, werden wahrscheinlich – hoffentlich – andere Strandbesucher verwirren oder besser noch: mystifizieren, falls sie vom spülenden Wasser verschont blieben. Die Idee, obwohl kaum durchdacht, hat mich verfolgt, seit sie entstanden ist. Wahrscheinlich eher ein Gefühl. Ich ging nicht länger als fünf oder sechs Minuten, bevor ich in Richtung der Dünen aufbog. Ich wollte den Esbjerg-See und die Umgebung erkundigen.

Der Esbjerg-See ist vierhundert Mal dreihundert Meter groß. Wenn man will, ähnelt er auf Google Maps einem pelagischen Plattfisch mit breitem Schwanz. Ein Aquarianer würde ihn wahrscheinlich mit einem Skalare vergleichen.

„Angeln verboten“ steht auf mehreren Schildern. Das Gebiet steht unter Naturschutz. Ich bin auch Angler und halte mich bedingungslos an solche Verbote. Übrigens hatte ich keine Angelausrüstung mit nach Rømø. Und werde es sicherlich nie haben.

Fröhliche Kinderstimmen erklangen. Zwei Kinder rannten die Dünen auf und ab. Bald darauf erschienen auch ihre Eltern. Auf dem Weg zu mir und dem See.

Die Verärgerung, nun in meiner Einsamkeit hier am Esbjerg-See von derselben Familie unterbrochen zu werden, die ich bei der Schlachtbank kennengelernt hatte, dämpfte mein Verlangen nach Poesie. Der Vater rief den Jungs zu. Die Familie setzte sich an das südliche Ende des Sees und holte zwei Thermoskannen und einige Tassen oder Becher hervor. Ich tippte auf Kaffee und heißen Kakao. Es könnte genauso gut Tee und Limonade sein. Mein Magen knurrte und meine Kehle wurde etwas trocken. Manchmal denke ich nicht genug nach. Meine

Verärgerung nahm zu, ich hätte Getränke und ein Stück Brot mitbringen sollen.

Aus dem Augenwinkel konnte ich nun deutlich erkennen, dass es sich um Einwegbecher handelte. Natürlich war es das!!! Und es könnte so aussehen, als würden die Kinder sie einfach in die Wildnis werfen. Hoffentlich waren es gute Eltern, damit es nicht passieren würde. Ich beschloss, wieder zu der Schlachtbank zu gehen. Ich musste an ihnen vorbei, da sie direkt neben dem kleinen Steg standen. Trotz meiner Abneigung beschloss ich, breit zu lächeln und den Jungen wieder zuzublinzeln. Mich von meiner nicht gereizten Seite zu zeigen. Sie schauten mich an. Es schien, als hätte die Mutter etwas zu ihrem Mann gesagt. Bevor ich blinzeln konnte, sagte der Vater: „Noch einmal hallo! Lust auf eine Tasse heißen Kaffee – oder Kakao?“ Ich hätte nie gedacht, dass eine so freundliche Geste, eine solche Offenheit der Beginn eines völlig unvorhergesehenen, nachdrücklichen Tageswechsels sein würde.

Meine erste Reaktion war Angst, Angst vor Berührung, ich versteifte. Normalerweise bin ich einigermaßen artikuliert und habe das Wort in meiner Macht, aber genau hier und jetzt, als ich sie passieren musste und alle meine Abwehrmechanismen im Körper übernommen hatten, brach es für mich zusammen. Normalerweise hätte ich nein

gesagt und wäre weitergegangen, genervt von ihren Augen in meinem Nacken, bis etwas Neues meine Aufmerksamkeit erregt hätte. Hier und jetzt gab ich nach. Im Nachhinein habe ich die Situation so interpretiert: Positive und echte, echte Überraschungen in Richtung Freundlichkeit müssen einfach destruktiv sein für die Negativität, die eine Person aufbauen kann, ohne dass die Gründe für die Aggression in der Realität begründet sind. Man könnte sagen, dass die Realität über die Fiktion siegt. Meine zweite und sichtbare Reaktion war ein Lächeln, eine kleine Pause und ein letztes Ja bitte.

„Der Kakao ist echt gut!“ sagte der kleinere der Jungen, dem ich bei der Schlachtbank zugeblinzelt hatte. „Ist noch etwas übrig, Mama?“ Die Mutter bestätigte es.

„Oh, ich mag beides, ich bin nicht wählerisch, ... Aber wenn es genug Kaffee gibt, wäre es schön!“, antwortete ich. Der kleinere der Jungen sah ein wenig enttäuscht aus, der ältere zeigte sich zufrieden.

Die Mutter holte einen Einwegbecher aus dem Rucksack, schenkte mir Kaffee ein und reichte mir den Becher. Ich nahm einen Schluck. Es tat gut – und tatsächlich hatte es Körper und Geist so sehr erwärmt, dass sich der Rest meiner Vorbehalte verflüchtigt hatte. Ich fühlte mich bereit zu einem Gespräch. „Er ist gut, der Kaffee!“

„Ja, das finden wir auch, es ist Peter Larsen. Wir haben ihn erst vor kurzem entdeckt, ... und haben ihn angenommen ...“ Die Mutter war am gesprächigsten. „Wohnst du auf Rømø?“ fragte sie. Bevor ich Zeit hatte zu antworten, fuhr sie fort: „Wir sind hier im Corona-Urlaub. Sowohl die Jungs als auch wir wurden nach Hause geschickt. Dann fuhren wir hierher, nach Havneby, wo wir eines der großen Häuser mieteten, die mit den Strohdächern. Weißt du, welche ich meine?“

Ich nickte. „Die, mit Ausblick über den Golfplatz?“

„Ja, genau, und es ist einer von denen, die eine gute Aussicht haben. Gute Wohnung! Und richtig schön!“

Blick auf einen Golfplatz..., der die meiste Zeit des Jahres grün ist – zwar schneeweiß vor ein paar Tagen. Aber okay, wenn du Golfer bist, dann... Ich fragte, ob sie Golf spielten.

„Nein, aber diejenigen, die das Haus besitzen, spielen. Das sind gute Bekannte von uns.“

Der Vater räusperte sich.

„Bist du hier auch im Corona-Urlaub?“, fragte er.

„Klar,“ konnte ich sagen. „Es ist eine der wenigen Freuden dieses unglücklichen Lockdowns.“

„Wir sind beide Lehrer“, sagte die Mutter, „und unterrichten von zu Hause aus, wie man es nennt.“ Sie setzte

mit ihren Fingern „Unterricht von zuhause“ in Anführungszeichen. „Aber in der Wohnung schaffen wir das. Die Jungs, vor allem Jonas“, erklärte sie, „werden auch online unterrichtet, oder?“ Jonas nickte leicht säuerlich und übertrieben mit einer schiefen Grimasse, lächelte dann aber. Ihr Mann nickte ernst.

„Aber optimal ist das nicht!“ Ich konnte sehen, dass er es ernst meinte.

„Und was machst du?“ kam es von dem Kleinsten. „Bist du auch Lehrer?“

Und natürlich sollte es von ihm kommen. Wenn ich gefragt werde, was ich tue, und dann antworten muss, dass ich ein Lehrer ohne Arbeit als Lehrer bin, aber allesmöglich anderes mache, und dass zu einer Fortsetzung in Richtung einer Erklärung des Warums und Was erzwingt, und dass es dann am Ende so kommt, dass ich mich auf meine Frühpensionierung freue, dann sind die Reaktionen des Fragestellers fast immer eine Mischung aus Mitleid, Ermutigung, Trost. Gut gemeinte, aber ziemlich einfache Aussagen.

„Ja, ich bin Lehrer, aber ich werde bald alt genug sein, um aufzuhören, Lehrer zu sein.“ Um das nachfolgende „und was dann?“ im Vorfeld zu bremsen fügte ich hinzu. „Ich bin auch Schriftsteller und freue mich drauf mehr

schreiben zu können.“ Die Jungen sahen mich, mit Überraschung in ihren Gesichtern gemahlen, an. „Ich schreibe Geschichten, Gedichte und Lieder und all diese Sachen“, erklärte ich.

„Wenn du in Rente gehst, siehst du dafür nicht alt genug aus“, sagte die Mutter. Und sie hatte Recht, wie ich bestätigte.

„Vorzeitige Pensionierung.“ Bevor ich noch einmal auf die Erklärung eingehen musste, fuhr ich fort: „Ich freue mich sehr, damit ich unter anderem mehr aus meiner Schreiberei machen kann.“ Sie erwarteten offensichtlich, dass ich weitererzählte. „Ich arbeite an einer Trilogie, an einer Art Kriminalroman...“

„Wooaaaw! Wird irgendjemand getötet werden?“ Auch hier war es der kleinere.

„Ja, ein Haufen... Und so ein Krimi ist nichts für Kinder. Aber er ist wahrscheinlich auch zu lang, als dass Kinder sich die Mühe machen würden.“

Die Eltern folgten dem Gespräch, die Mutter mit einem Stirnrunzeln, der Vater mit einem interessierten Lächeln.

„Sei nicht zu ängstlich, Niklas, du weißt, dass du nicht schlafen kannst, wenn dir etwas Gefährliches in den Sinn kommt...“

„Ja, ich weiß...“

„Und dann pinkelt er ins Bett“, fügte der große Bruder mit einem verschmitzten Lächeln hinzu

„Also, jetzt streitet euch nicht“, kommentierte die Mutter, als der Kleinere Niklas anfing den Jonas zu treten. Jonas versuchte, seinen kleinen Bruder umzustoßen. Am Ende griff der Vater ein. „Kannst du dich noch erinnern, wenn du selbst ein Kind warst?“, fragte mich der Vater, nachdem er Niklas zu seiner Mutter gehoben und Jonas in einiger Entfernung platziert hatte. Es geschah in gutem Einvernehmen, und keiner von den Jungs meckerten. Jonas bekam jedoch einen hochgestreckten Finger seines kleinen Bruders gezeigt. Sympathie für die kleine Familie breitete sich in mir aus. „Ja, gewiss... Ich habe auch einen kleinen Bruder.“ Ich zog meine Augenbrauen hoch und drehte meine Augen nach oben, während ich nickte. „Wenn es jemanden gibt, der ein Junge mit einem Bruder war, dann bin ich es.“ Mein Gesicht verzog sich in einer ernstesten Grimasse und ich fuhr fort: „Aber man muss mit dem Hänkeln seines kleinen Bruders aufpassen. Ich habe meinen kleinen Bruder einmal unfreiwillig, als wir im Garten Fußball gegeneinander spielten, umgestoßen, und das hat wahrscheinlich so wehgetan, dass er so wütend wurde, dass er mir eine Tracht Prügel versprach, wenn er siebzehn Jahre alt wurde.“

„Hast du dann... Prügel bekommen?“ Der Vater sah seine Familie sagend an. „Also, als er siebzehn wurde...“

„Zum Glück nicht. Ich habe ihm ein gutes Geburtstagsgeschenk gegeben. Also tat er es nicht. Vielleicht hat er mir verziehen.“

„Dann muss Jonas mir auch ein schönes Geschenk geben“, rief Niklas. „Sonst, wirst du von mir verprügelt, Jonas!“

„Ja, ja, ja,“ kam es vom großen Bruder.

Die Mutter hatte bemerkt, dass mein Becher leer war und wollte, ihn füllen. Ich hielt meine Hand über den Becher.

„Nein danke, aber es war schön, einen heißen Kaffee zu bekommen, ich muss weiter, mache einen Sparziengang zurück zur Schlachtbank ... Und dann nach Hause, mein Fahrrad wartet dort.“

Wir haben uns nett verabschiedet, haben es gerade geschafft, uns vorzustellen. Sie hießen Sonja und Peter. Michelsen mit Nachnamen.

An der Schlachtbank stand ich nicht länger als fünf Minuten und versuchte, Jungfische, Krabben oder andere Tiere zu erblicken. Das Wasser war klar genug. Aber das Sonnenlicht machte es schwierig, von dieser Seite aus zu sie sehen, und es war zu tief, um hinüberzugehen. Ich

folgte dem langgestreckten See herum, um mich ein Gefühl des Geländes zu bekommen. Während mein Blick zwischen Beobachtung und Festland wechselte, und um nicht zu fallen, begab ich mich in ein Bewegungsmuster, das seinen eigenen Puls, seine eigene Atmung annahm. Ein meditativer Zustand. Spezifische, impulsive Gedanken, die ich immer bei der geringsten Beeinflussung bekomme, blieben weg – so wie ich mich erinnere. Die Geräusche der Vögel, der Wind, das Plätschern der Wellen beschäftigten mich nicht. Erst als ich am Anfang war, nach der Rundfahrt, kam mein ich mit vollem Überblick zurück. Ich atmete tief durch und machte ein paar Dehnübungen, wobei ich mit den Armen ruderte, um das Blut wieder in Schwung zu bringen. Dann erlebte ich, was nur passiert, wenn ich allein bin und die Welt um mich herum meine volle Präsenz fordert: Mein Blick richtet sich auf ein bestimmtes Objekt, und das Objekt zoomt heraus, während alle Geräusche wie in einem Kirchenraum nachhallen – im Dom von Ribe zum Beispiel, wo es ungleichmäßige Echos im Kirchenschiff und in den Seitenschiffen gibt. Normalerweise schließe ich meine Augen, um das Saugen in meinem Bauch und Unterleib zu spüren, dass mir der Zustand bereitet. Das Gefühl ist nicht unangenehm – anders als wenn man zu viel Alkohol getrunken

hat und sich zum Schlafen hinlegt und sich alles nur dreht, so dass man die Augen offenhalten muss, bis der Schlaf von selbst kommt. Ein Schrei aus dem Inneren, eine Laune, ließ mich den entgegengesetzten Weg um den See herum zurückgehen. Die Sonne stand ganz oben am Himmel, und das flüchtige Blicken in dem See lenkten nicht von der Blickrichtung ab, so dass ich jetzt klarsah, was es war, zu dem mich mein Unterbewusstsein zurückgezogen hatte. Dort lag ein Hund. Einen Deutschen Kurzhaarigen Jagdhund. Hühnerhund ist der richtige Begriff. Ein Welpe, wie es schien. Er wurde von einem Sack im Wasser gehalten, in dem etwas Schweres steckte, und ein gespaltenen Fichtenzweig mit vielen Blättern war darauf geworfen worden – wahrscheinlich, um die Leiche zu verstecken.

Ist ein Tier unheilbar krank, wird es oft so schonend und schnell wie möglich getötet. Ein Jäger tötet seinen eigenen Hund, indem er ihn selbst erschießt. Das geht schnell und ist mit so wenig Leiden wie möglich verbunden. Euthanasie wird sowas genannt. Hitler benutzte es als Vorwand, um behinderte Menschen auszurotten. Aber in all diesen Fällen wird der Körper entweder verbrannt oder begraben. Das war keine Euthanasie. Es war Mord!

In einem völlig wachen Zustand begann sich ein kaltes

Gefühl in Kopf und Körper zu verbreiten. Kalter Schweiß breitete sich von Schultern und Nacken aus. Fragen. Neue Aufgabe. Das Erste, was man tun musste, war natürlich, die Polizei oder Rettungsdienst anzurufen. Ich rief den Rettungsdienst an, der sich mit der Polizei in Verbindung setzen würde. Ein paar Minuten später rief mich eine Polizeibeamtin an und bat mich zu warten, bis sie eintrafen.

Die Meeresluft, salzig und frisch, vermischt mit dem Gestank verrottender Pflanzen im Brackwasser des Sees, dominierte den freundlichen Duft von Heidekraut, Gras und Tannennadeln. Ich ging zu meinem Fahrrad – auch um die Polizei zu treffen.

Als die Polizei auftauchte, war die Familie mit den beiden Jungen eingetroffen und in die Situation gebracht worden. Der Ältere, Jonas, hatte bereits ein Bild des ertrunkenen Hundes auf Facebook gepostet, er war gerade dabei, es seinem kleinen Bruder zu zeigen. Er hatte auch gerade ein Foto von dem Polizeiauto gemacht. Eine jüngere Frau und ein etwas reiferer Mann stiegen aus dem Auto. Wir stellten uns vor. Sie schrieben alle Namen und andere notwendige Informationen auf, auch die der Jungen – der Jüngere, Niklas, sah sehr stolz aus, als er ihnen seinen Namen, seine Adresse, sein Alter und seinen Personalausweis zeigen konnte. Wir verabschiedeten uns

von der Familie Michelsen und machten uns auf den Weg zum See.

„Versuchen Sie, Ihre Route zu erklären, bis Sie den Hund gesehen haben“, drängte die Frau Susanne Möller. „Jens, willst du bitte die Notizen weitermachen?!“ sagte sie und bezog sich dabei auf die Tatsache, dass ihr Kollege Jens Bang gerade dabei war, den Notizblock in seine Brusttasche zu stecken. Mit einem Lächeln, auf den Lippen nahm er den Block wieder heraus. „Ja, selbstverständlich, Sannel!“ antwortete er und schickte mir ein paar hochgezogene Augenbrauen zu – welches sie bemerkte. Es folgte ein kleiner Moment des Schweigens zwischen den beiden. Sie räusperte sich leicht. „Ich habe das Fahrrad hier abgestellt“, erklärte ich und zeigte auf mein Rad. „Ich wollte hierher kommen, wohne in der Nähe von Havneby, ich hatte von der Schlachtbank gehört und wollte hierher gehen, um diesen Ort zu erkundigen, an dem es wahrscheinlich 1864 den unglücklichen Bruch der Dünen gegeben hatte und der eine große Anzahl von Schafen ertrunken hatte.“ Ich wartete ein wenig, bis Jens Bang von seinem Block aufschaute. „Die Familie Michelsen stand am See, als ich ankam, und ich wollte die Erklärungen des Vaters nicht stören, also ging ich zum Esbjerg-See und drumherum.“

„Augenblick“, kam es von Bang, „war das, als du den Hund entdeckt hast?“ Er schaute auf. Nun war Susanne Möller an der Reihe, mir einen vielsagenden Blick zuzuwenden. Bang sah es nicht.

„Nein, erst später bin ich wieder hierher zum Schlachthof zurückgekehrt“, sagte ich. Ich erzählte von meinem großen Interesse an Rømø und seiner Geschichte. Erzählte, dass ich davon geschrieben habe – über meine Erfahrungen und die Bilder, die meine Vorstellungen von möglichen, alltäglichen und einigen eher unmöglichen Ereignissen geformt haben. Bang bat mich mehrmals, „ein bisschen langsamer zu berichten“. Ich war überzeugt, dass er alle meine Worte aufschrieb. Ich glaube, es amüsierte seine weibliche und viel jüngere Kollegin, dass er arbeiten musste.

Sie wollten, dass wir uns den ganzen Weg folgten – oder eher, Susanne Möller wollte das, also haben wir es getan. Als wir um den Esbjerg-See herum an den Ort gekommen waren, an dem ich die Familie Michelsen wiedertreffen hatte, Kaffee angeboten bekommen hatte, ein wenig über verschiedene Dinge gesprochen hatte, wie ich die Jungs und ihre Beziehung erlebt hatte und ein wenig darüber wie ich es mit meinem eigenen kleinen Bruder gehabt hatte, als wir in diesem Alter waren, und wie mein

kleiner Bruder mir mit Schlägen gedroht hatte, als er siebzehn Jahre alt war, hörte ich das erste keuchen des jetzt offensichtlich überarbeiteten, älteren Polizisten. Er schaute auf, erst zu seinem Kollegen, dann zu mir, dann zum Block und dann zu mir. „Oh, kannst du nicht einfach zu der Stelle zurückgehen, an der du die Familie hier triffst, ... Wovon genau hast du gesprochen?“ flehte er mir fast an. Und das tat ich natürlich gerne.

Dann ging es zurück zur Schlachtbank und direkt zum Fundort. Sie standen eine Weile und diskutierten. Sollten sie die Techniker involvieren? Am Ende riefen sie die Zentrale in Esbjerg an und überließen es ihren Vorgesetzten, dies zu beurteilen. Die Antwort kam fast prompt mit dem Bescheid, die Leiche ans Seeufer zu ziehen, von allen Seiten zu fotografieren und die Bilder sofort zu verschicken. Das taten sie. Ich habe ein wenig geholfen. Susanne Möller fotografierte, und Jens Bang drehte den Hund in verschiedenen Winkeln um. Alle Fotos wurden abgeschickt.

Keine zehn Minuten später kam die Nachricht: „Olesen und Schack werden in etwa einer Stunde da sein. Warte auf Ihnen!“

„Ja, das ist eine Straftat“, kommentierte Bang.

Wir gingen zusammen zurück zu Auto und Fahrrad. Ich durfte nach Hause fahren. Ich ließ sie mir versprechen, dass man mir sagen würde, wie es sich entwickeln würde. Ansonsten könnte ich ja anrufen, falls ich weitere Informationen hätte.

Es war genau 15:44 Uhr, als ich mich in meinem Ferienhaus an den Mittagstisch setzte. Während ich Heringsstücke, Eier, Schollenfilet auf grobem Schwarzbrot verzehrte und dazu scharfer Schnaps und kaltes Lagerbier trank, blickte ich über das Wattenmeer hinaus, wo sich verschiedene Gleichgültige Dinge passierte, das Einholen von Austern, Vögel, die flogen, landeten und abflogen. Ich hörte weder die Schreie der Möwen noch das Geräusch in meinem Kopf von den Zwiebeln auf meinen Heringen, wenn ich kaute. Aber aus dem Radio lautete es: „Komm und setz dich, komm und leg dich hin, komm, lass mich dich wieder spüren...“, und ich hatte das Gefühl, dass ich meiner Freundin gegenüber sitzen und Trost und Erklärung in ihren blaugrünen Augen suchen musste.

Nachdem ich gegessen, ein paar Male gerülpst, den Tisch abgeräumt, und abgespült hatte, setzte ich mich auf die Couch und öffnete meinen Laptop. Ich ging auf Facebook und suchte nach Jonas Michelsen. Die Bilder waren schon da mit dem Text: „Ertrunkener Hund auf Rømø.

Jemand hat einen Hund in einem See am Strand ertrunken. SCHWEIN!“

Sowohl der Hund als auch die Polizei waren da. Er hatte Bang über den Hund gebeugt und Susanne Möller vor dem Polizeiauto fotografiert.

Sie lächelte in die Kamera.

Der Faschinenmann

SEIT FAST HUNDERT JAHREN ist die Eindämmung von Schwemmland ein wichtiger Bestandteil der Art und Weise, wie die Menschen das Wattenmeer zügeln, insbesondere entlang des Rømø-Damms, wo sie Sedimente, Sand und Schlick festhalten, damit das Meer den Damm und den Sand, auf dem er ruht, nicht abnutzt. Am Damm grasen Schafe im Frühjahr und Sommer mit ihren Lämmern. Als Kind habe ich mich über die Stöcke im Meer gewundert, so wie ich mich auch über Ebbe und Flut gewundert habe. Mein Vater erklärte, dass die beiden Dinge miteinander verbunden seien. Und dann erklärte er, wie die Faschinen funktionierten. Heute sieht man ja, dass die Maßnahmen gewirkt haben; Auf beiden Seiten des Damms gibt es viel mehr Land als in den 60er Jahren. Als ich ein Kind war.

Der Hoff von Bo Bondegaard war nicht ganz so rentabel wie erhofft. Er hatte ihn von seinem Vater geerbt, der seine abgenutzten Holzschuhe im Jahr des Herrn 1923 zum letzten Mal hinstellte, und auch sein Vater war kein Bauer mit einem großen B gewesen. Ein Hühnerstall mit sechs

weißen Italienern, die zum Glück Allesfresser waren. Sie liefen umher und pickten im Boden nach Würmern, Raupen und fast allem anderen.

Seine Frau Dagmar träumte davon, Eier zu verkaufen und den Bestand zu erweitern. Weitere zehn weiße Hühner. Dazu ein neuer Hahn, da der alte krank geworden war und somit im Topf gelandet war. Er hatte gut geschmeckt. Sie hatten immer noch nicht genug für den Pflug gespart, den Bo von seinem Nachbarn Kristian Jensen ausgesucht hatte, der in ein paar neue Feldmaschinen investieren wollte: zwei größere Pflüge und eine Art Mäher, einen Selbstbinder, damit das Getreide leichter geerntet werden konnte. Ein Traktor musste auch beschafft werden, und Kristian war bei den Bauern auf den umliegenden Bauernhöfen gewesen, um Partner für die großen Investitionen zu finden. Er wollte die Pferde jedoch behalten – ihnen konnte man immer vertrauen. Sie waren auch diejenigen, die Bo sich ausleihen ließ, wenn er sie brauchte. Dagegen half Bo auf Kristians Hof.

Was den Kauf eines neuen Hahns und ein Paar neue Hühner anbelangt, waren sich Mann und Frau bestimmt nicht einig, und Bo bestand darauf, dass jeder von ihnen jeden Pfennig für diesen Pflug verwenden sollten. Und so blieb es. Bo und Dagmar waren auch, höflicherweise,

gefragt worden, ob sie der Partnerschaft beitreten wollten, mussten aber leider nein sagen.

Stattdessen brachte Dagmar 1938 Zwillinge zur Welt, so dass die Familie nun fünf Kinder und Dagmar und Bo zählte. Die Kinder der Reihe nach: Johan, acht Jahre alt, der sich als kräftiger Junge erwiesen hatte, half seiner Mutter bei den Hühnern und beim Aufpassen und Melken der neuen Kühe, die sie gegen die Ochsen eingetauscht hatten. Sofie war sechs, die kleine Schwester Gerda kaum fünf. Beide Mädchen konnten darauf warten, nach ihrer Konfirmation, auf anderen Bauernhöfen arbeiten zu müssen. Die Zwillinge Peter und Poul waren dagegen etwas kleingewachsen, und Dagmar ging schnell die Milch aus, so dass sie mit Kuhmilch der Nachbarin gefüttert wurden. Sie wurden schnell größer.

Dann kam Krieg Nummer zwei. Die Deutschen bauten Bunker mit dänischen Arbeitskräften, die von den Arbeitsämtern organisiert wurden, und lebten in obszöner Maße von den Essenskammern der Bauern und Fischer. Sie bezahlten jedoch ansehnlich, so dass die Menschen auf dem Land trotz der allgemeinen, erbärmlichen Verhältnisse genug zum Leben hatten – im Gegensatz zu denen der städtischen Armen, die keine Arbeit fanden.

1938 wurde ein Staudamm geplant und der Bau begann teilweise als Beschäftigungsprojekt, aber der Krieg hatte die Arbeiten fast zum Stillstand gebracht. Johan hatte sich jedoch darauf gefreut, für die Familie Geld zu verdienen. Ein Tageslohn von etwas mehr als elf Kronen hätte enorm geholfen.

Sowohl Bo als auch Johan wurden gezwungen, für die Deutschen zu arbeiten. Wenigstens wurden sie bezahlt, obwohl es, wie Dagmar es ausdrückte, wenn es erwähnt wurde, Judasgeld war. Sie wussten, was sie meinte, und wagten es nicht, über die Richtigkeit des Begriffs zu diskutieren. Die meisten fühlten sich ein wenig moralisch belastet, weil sie Geld von der Besatzungsmacht erhielten.

1941, an einem Sommerabend im Juni, hustete Bo Blut. Er starb fünf Wochen später, obwohl er eine Impfung erhalten hatte. Es handelte sich um Lungentuberkulose. Der Impfstoff hätte wahrscheinlich nicht richtig gewirkt.

Johan ließ sich, trotz des Todes seines Vaters, nicht aus der Ruhe bringen, und setzte seine Arbeit fort. Nach dem Krieg wurde schließlich mit dem Bau des Staudamms begonnen, und Johan nahm die Arbeit dort auf. Unter anderem musste er Faschinen setzen. Er erwies sich sogar als derjenige, der den Prozess am besten verstand. Er hatte sogar beim Planen und Ausmessen mitgeholfen.

1948 wurde der Damm fertiggestellt und viele der Arbeiter kehrten nach Hause zu ihren jeweiligen Familien zurück. Johan und ein Team von acht lokalen *Rømser* wurden in Teilzeit beschäftigt, um Faschinenwerke und den Deichbau zu pflegen. Der Tageslohn betrug nun bis zu 12,4 Kronen. Die Instandhaltung war wichtig, vor allem am Anfang, und später wurde die Hälfte der Leute nach Hause geschickt. Johan wurde als Vertrauensmann gewählt. Er war geschickt und verhandelte und leitete mehr als zwanzig Jahre lang die Arbeiten am Rømø-Damm. Maschinen besser und alles einfacher, so dass am Ende nur noch Johan und Kleine-John aus Havneby übrigblieben, der außerdem auch Garnelenfischer war. Kleine-John starb vor über zehn Jahren. Im selben Jahr ging Johan in den Ruhestand. Neue Leute kamen herein, Leute von anderen Gegenden.

All das erzählte er mir an jenem Maitag, nachdem bestimmte Corona-Beschränkungen aufgehoben worden waren, als ich ihn in Lakolk in einer Bodega traf, einer braunen Kneipe, die man wegen der Farbe der innenliegenden, holzverkleideten Wände fast nennen könnte, während Lautsprecher dänische Pop- und Country-Musik

im Raum verbreiteten. Und wo die Empfehlung von mindestens einem Meter Abstand nicht befolgt wurde.

Johan war jetzt 90 und er ging immer noch in die Kneipe, mochte die Musik dort. Er nahm ein Taxi in jede Richtung. Er wohnte immer noch auf dem alten Hof, der nur noch ein Nebengebäude war. Die Scheune, der Hühnerstall und die kleine Scheune waren weg. Die Aussicht in Richtung Ballum war das Beste. Die Aussicht und die Erinnerungen. Frau und Kinder bekam er nie. Ich hatte ihm ein paar Biere spendiert, und wir hatten uns einige Male angeprostet, und er sagte mir nach einer Weile, dass er jetzt unbedingt nach Hause musste und aufhören sollte, damit er nicht ins Bett pinkelte. Ich würde gerne noch ein bisschen dort sitzen, sagte ich, vielleicht drüben an der Bar, wo ein paar Frauen saßen und sich amüsierten. Wegen meines nicht unerheblichen Alkoholkonsums konnte ich ihn natürlich nicht nach Hause fahren. Es war in Ordnung, dass er ein Taxi wie früher nahm. Es war immer derselbe Fahrer, Gunnar.

Susanne und Cindy hießen sie, die beiden Frauen an der Bar. Mitten in den Vierzigern, glaube ich. Ich erzählte ihnen ein wenig davon, wie ich über Leben und Tod, Geschichte und Gegenwart auf Rømø schriebe. Sie waren sofort interessiert, und wir verweilten lange an der Bar,

während sie von alles Mögliche erzählten – auch von Johan, Der Faschine Mann, wie ihn alle nannten.

Sie schlugen vor, dass ich mit ihnen ins Sommerhaus ginge und dass wir zusammen essen sollten. Es war ein ziemlicher Vorschlag, und ich hatte ein inneres Gespräch mit dem Mann in mir, ob ich mitgehen solle oder nicht. Leider waren meine Sexualdrifte auf Standby. Die Biere waren Teil der Erklärung, vermute ich. Kurz nach dem Abendessen kam Taxa-Gunnar und holte mich ab. Es dauerte etwas länger als sonst, weil er gerade Johan ins Bett hatte bringen müssen. Ich wollte das Auto abholen, wenn ich es brauchte. Ich musste Børge, den Barkeeper, dazu bringen, es auf den Parkplatz der Bodega zu stellen. Um ein Bußgeld zu vermeiden.

Zwei Tage später suchte ich die Bodega erneut auf. Erstens, um das Auto abzuholen. Zweitens, um mehr Material für das Schreiben zu bekommen, aber vielleicht auch, um die Gäste von neulich noch einmal wiederzusehen. Auf jeden Fall, um ein Bier in freundlichem Kreis zu trinken.

Als ich hineinkam, war niemand im Raum, außer dem Barkeeper, der ein anderer war als der letzte. Ich bestellte einen Hof und stellte mich vor. Sein Name war Brian. Ich

kommentierte die Anzahl der Gäste. "Ich habe gerade geöffnet. Wir öffnen erst jetzt."

„Na gut, ja, ich brauchte nur den Schlitten.“

„Okay, das ist deins, es steht hinten.“

„Alles klar.“

Das war das erste zaghafte Gespräch – abgesehen von der Präsentation. Während ich mein Bier trank und die Auswahl an Spirituosen in den Regalen beobachtete, bemerkte ich, dass er mich manchmal fast anstarrte, während er Gläser aufsetzte und Kaffee kochte. Der Kaffee schickte ein sanftes Aroma in den Raum. Ich trank mein Bierglas leer und wollte Kaffee.

„Möchtest du etwas in den Kaffee?“ versuchte er.

„Nein, überhaupt nicht, ich muss ja nach Hause fahren.“

„Ja, natürlich, Entschuldigung!“

Während ich meinen frisch zubereiteten Kaffee trank, schweiften meine Gedanken zu Johan und den beiden Frauen ab. Ich frage mich, wann Johan eigentlich mit dem Trinken begonnen hatte – wenn man es so bezeichnen kann? Man musste wohl davon ausgehen, dass, wenn man so oft in einer Kneipe ging, es daran lag, dass der Drang nach Alkohol einen dorthin zog. Sollte man sich große

Sorgen machen – oder nur wenige? Ich entschied mich, den jungen Barkeeper zu fragen.

„Okay, dann bist du es, der über Rømø schreibt!“ Es klärte sich sein sonst ausdrucksloses Gesicht auf. Ich bestätigte es. „Ja, jeder kennt Johan Faschine Mann. Er kommt schon seit vielen Jahren hierher, jedenfalls so lange wie Børge hier gewesen ist. Auf alle Fälle ist er oft betrunken, wenn Taxi-Gunar kommt, um ihn abzuholen“. Er hielt einen Moment inne, während er mir eine weitere Tasse Kaffee einschenkte. „Er ist fast nie krank, auch jetzt während der Epidemie, obwohl es hier tatsächlich viele Corona-Fälle gibt... Aber vielleicht hat er sich impfen lassen...“ Er schien den letzten Satz ein paar Mal im Kopf umzudrehen. „Gibt es einen Corona-Impfstoff?“ Ich konnte bestätigen, dass es das nicht gab. „Dann ist er wahrscheinlich nur bei guter Gesundheit...“ Er dachte noch einmal nach... „Johan kommt normalerweise gegen 4 Uhr, zur Kaffeezeit, wie er es nennt“, sagte Brian der Barkeeper und schien amüsiert zu sein. „Er fängt immer mit einem Kaffee-punch an, eben deshalb“, erklärte er. Ich lächelte – verstand. „Und dann bekommt er nachher einen Gl. Carlsberg, den er dann genießt und in großen Tönen lobt... Aus den guten alten Zeiten, als *die Welt noch in Ordnung war*, sagt er immer, wenn er ausgetrunken hat... Und dann sitzt

er ein bisschen da und schaut, ohne etwas zu sagen, einfach so in die Luft...“.

Jetzt weiß ich zufällig, dass es Rød Tuborg ist, der stolz darauf ist, aus der Zeit zu stammen, wo *die Welt noch in Ordnung war*, aber ich habe ihn nicht korrigiert. Er fuhr fort, offensichtlich hauptsächlich referierend, was ihm von seinem Chef Børge und anderen gesagt worden war.

Brian stammte aus Brøns und hatte die Handelsschule in Ribe besucht, kurz bevor diese mit dem Gymnasium fusionierte. Während seines Studiums hatte er einen Teilzeitjob auf Brøns Kro gehabt, war aber mit 18 Jahren entlassen worden. Wie so viele andere 18-Jährige.

„Ja, wie sie es in FAKTA machen“, fügte ich hinzu.

„Genau!“, bestätigte er.

„Aber was ist jetzt? Bekommst du Mindestlohn?“

„Nun“, begann er. Jetzt dachte er nach, dass es knarrte. Er sah mich an, es war offensichtlich eine kitzlige Frage. „Du weißt, Børge hat es ein bisschen schwer, über die Runden zu kommen, also ist mein Gehalt nicht so hoch... Aber erzähle es niemandem und schreibe nicht darüber, dann wird er sehr traurig werden.“

„Nein, nein, natürlich nicht“, versicherte ich. Offensichtlich war Brians Gehalt eine Art Rømø Schwarzgeld. Vielleicht sogar in Form von Naturalien – wer weiß. Ich

beschloss, nicht danach zu fragen. Dann öffnete sich die Tür und ich erkannte die Stimme der Frau, die ich neulich begegnet hatte. Es war Susanne.

„Hallo, du bist`s, gut dich zu sehen!“ Sie lächelte breit. Wir schüttelten uns die Hände. „Hallo, mein Lieber!“, sagte sie zu Brian. Sie drehte sich wieder zu mir um, machte eine Handbewegung in Richtung Brian. „Mein Sohn, Brian.“

„Meine Mutter, Susanne“, antwortete er.

„Komm her“, befahl sie. Er kam herüber, beugte sich über den Tresen und bekam einen Kuss von seiner Mutter. Es sah herzlich und aufrichtig aus. Hier gab es keinen Vorwand. Dann drehte sie sich zu mir um. „Es war ein gutes Gespräch, das wir vorgestern hatten“, begann sie.

„Das auf jeden Fall,“ war meine aufrichtige Antwort.

„Ja, ... Und falls wir mit der Einladung mit uns nach Hause zu kommen deine Grenzen überschritten haben, müssen Wir uns bei dir entschuldigen. Vielleicht hättest du geglaubt... Du weißt, was Ich meine“... Sie sagte es mit einem fast bedauernden Ton in ihrer Stimme, das fast zweideutig war – zumindest in meinem Kopf. „Aber das war doch gar nicht die Absicht, oder?“

„Nein, darüber habe ich doch überhaupt nicht nachgedacht“, musste ich antworten –auch ein wenig zweideutig.

„Außerdem bin ich fünfzehn oder zwanzig Jahre älter. So etwas!“

„Ja, okay, du siehst aber nicht so aus, du hältst dich gut. Machst du Sport, Fitness oder so?“

Und ich musste erkennen, dass ich es nicht tat. Sie tat es aber. Sie schwamm und lief regelmäßig, jeden zweiten Tag. Ihre Augen leuchteten vor Freude, als sie es erzählte. Sie hatte bis vor zwei Jahren 15 kg zu viel gewogen, hatte nach der Scheidung zu lange zum Trost gegessen und der Arzt setzte sie den Stuhl vor der Tür. Sie würde auf Diabetes zusteuern, wenn sie nicht sofort abnahm und mit dem Sport begann. Und jetzt war sie tatsächlich auf einen normalen BMI runter.

„Ich sehe, du siehst sehr fit aus.“ Ein Kommentar, mit dem ich nicht gerechnet hätte, dass er aus meinem Mund kommen würde, es klang vielleicht etwas zu eindeutig wie ein Flirt.

„Ich bin froh, dass du das sehen kannst“, lächelte sie. „Ich bin ziemlich stolz auf mich – in dieser Hinsicht.“

Susanne war also Brians Mutter. Sie liebten sich. Sie hatten offensichtlich eine ziemlich perfekte Mutter-Sohn-Beziehung. Es wärmte mein altes Herz. Also sagte ich es.

„Danke! Es kommt selten vor, dass sich die Herzen der Menschen erwärmen“, antwortete sie.

Habe ich Tränen in den Augen gesehen?

„Es berührt mich, dass du das sagst.“ Sie rückte näher und legte ihre Hand auf meine Schulter. Ich hätte sie fast umarmt.

„Hör jetzt auf!“, sagte Brian. Sie ließ meine Schulter los.

Aber an diesem Tag habe ich eine gute Freundin bekommen. Eigentlich zwei: Freund und Freundin, Johan und Susanne. Ich frage mich, ob Johan sich an mich erinnern würde. Wahrscheinlich.

Zehntausend Schritte

ER STIEG AUF den Deich, zog schnell seine Kapuze hoch und schloss den Reißverschluss. Es gelang mir nicht sein Gesicht zu sehen. Er hatte einen Rucksack dabei. Als ich dort ankam, war er schon weit voraus, vielleicht fünfzig Meter. Wir waren die einzigen auf dem Deich. Die Leute saßen beim Essen in den Sommerhäusern rund herum. Es war fast halb zwölf. Ich frage mich, ob er wusste, dass ich hinter ihm ging. Er ging nicht so schnell, aber ich hielt Abstand, wollte nicht überholen. Ich mag es nicht, wenn andere hinter mir gehen – vor allem nicht, wenn es nicht mehrere sind. Das Gleiche gilt, wenn ich Auto fahre. Woran liegt es, dass die Leute unbedingt hinter mir bleiben wollen, wenn sie leicht überholen können?! Dann fahre ich langsamer und zwingen damit das andere Auto zum Überholen.

Dieses Gefühl von Beklommenheit, das ich empfinde, wenn ich mit einer anderen, unbekanntenen Person allein bin, zum Beispiel auf einem Bürgersteig oder auf einer Landstraße, ist wahrscheinlich unlogisch und lässt sich wahrscheinlich am besten durch meinen nachlassenden

sozialen Appetit erklären. Ich bin es nicht gewohnt, auf Augenhöhe mit anderen in der Welt zu sein. Tatsächlich genieße ich es, allein zu sein. Dann kann ich mein wahres Ich entfesseln, fantasieren, wie ich will, und meine Freundin besuchen, wenn sie es wünscht. Und sie kann mich besuchen, wenn sie Zeit und Energie hat.

Aber warum hatte er seinen Rucksack mitgebracht? Auf den ersten Blick schien nicht viel drin zu sein. Wollte er etwas mit nach Hause bringen, Effekte sammeln, mit denen er die Sommerwohnung dekorieren könnte? Nein, er sah nicht so aus. Eher ein Biologe – ein Lehrer vielleicht. Nun, ich war bloß unterwegs, um meine zehntausend Schritte zu laufen, damit ich das Glücksgefühl bekommen konnte, den Höhepunkt wo mein Handy mir die Nachricht überbrachte, dass ich jetzt mein tägliches Kontingent erfüllt hatte. Die zehntausend Schritte.

Vielleicht machte er es genauso. Daher die scheinbare Zielstrebigkeit.

Bis ich am Deich ankam, war ich eine ganze Weile mit dem Wind im Rücken gegangen und hatte nicht wirklich gemerkt, wie kalt es eigentlich war. Ich hatte mich entschieden, zuerst den Hafen und die ganze Panoramabrücke zu nehmen. Es hatte mehr als einen Tag geschneit, und die Brücke, von der aus man über das Wattenmeer in

Richtung Højer und Deutschland mit der Insel Sylt rechts südwestlich von Rømø blicken kann, war mit teilweise ausgetretenem Schnee bedeckt. Es war rutschig, die gefrorenen Bretter knarrten im Takt meiner Schritte mit dem Schnee. Meine Winterstiefel halten mich warm, aber die Gummisohlen sind etwas zu hart, als dass ich auf rutschigem Untergrund sicher gehen kann. Ich habe mich aber auf die Füße gehalten.

Ein junges Paar kam scherzend und verliebt auf mich zu. Ich lächelte ihnen lautlos an, als wir aneinander vorbeigingen. Sie plauderten weiter in Richtung Hafen. Ich fotografierte sowohl sie als auch die Gegend um mich herum. Alles lag in Sonne gebadet. Ich mag Gegenlicht. Wenn man gegen die Sonne über dem Wasser fotografiert, hat man vielleicht das Glück, dass die Blitze in den Wellen wie Diamanten aussehen, die in Richtung Land rollen. Allerdings waren die Wellen etwas zu hoch. Im Hafen riss sich die Rømø-Sylt-Linie von dem Bollwerk los und nahm Kurs auf das offene Meer hinaus, Richtung Sylt. Ein großartiges Foto im Gegenlicht.

Ich war den Weg südlich der Sommerhäuser entlangelaufen, zuerst die neuen Doppelhäuser, dann die älteren ohne Überhänge, die wohl die größte Menge Sommerhäuser ausmachen, die meisten auch zusammenhängend. Ich

habe vor ein paar Jahren eine Folge von „Hammerslag“ gesehen, in der Peter Ingemann Moderator war und erzählte, dass es eigentlich sein Vater war, der diese relativ billigen Häuser / Wohnungen gebaut hatte. Rim Ferien Center heißt es, soweit ich mich erinnere. „Rem“ ist ein älterer friesischer Name für Rømø, wurde den Zuschauern gesagt. Und schon im Mittelalter nannten die Leute es „Rimma“.

Nach der langen Reihe von Ferienhäusern kommt man dann zum Deich.

Der Mann vor mir kam an einem älteren Ehepaar vorbei, das die innere Deichstraße hinunterging, eine Art Appendix zur Vestergade, innerhalb des Deiches (albern mit dem irreführenden Namen, man könnte ihn zum Beispiel Søndre Digevej nennen). Er grüßte sie nicht. Es war, als ob er sich nur um sich selbst und ein bestimmtes Ziel kümmerte. Die Kapuze war seine Scheuklappen. Obwohl meine Kapuze groß ist, kann ich ein wenig zu den Seiten schauen. Ich lächelte das Paar breit an, konnte nicht anders als grüßen: „Na, ihr schützt euch da unten vor dem Wetter.“

„Ja“, antwortete die Frau, „warte nur, bis du ganz draußen bist.“

Der Mann grinste. Es ist schön, wenn man kontaktfreudig sein kann und es keine anderen Konsequenzen hat als Zufriedenheit mit sich selbst. Extrovertiertheit bei tollem Wetter. Der Mann vor mir war fast draußen, wo der Deich nach rechts abbiegt. Eine andere Person war hinter einem Gestrüpp am gegenüberliegenden Ende des langen, geraden Stücks aufgetaucht, nach dem Gangart ein Mann, schätzte ich. Er kam auf uns zu. Dort steht eine einsame Bank, auf der er sich setzte. Es fällt mir schwer, Menschen zu verstehen, die sich freiwillig auf Bänken setzen, die unter dem Gefrierpunkt befinden – weit darunter. In der nächsten Nacht wurden minus zwölf bis vierzehn Grad gemeldet. Ich denke an Hämorrhoiden und Schlimmeres. Er hatte seine Umhängetasche abgezogen und neben sich gelegt. Der Mann vor mir und ich hatten die Kurve erreicht und näherten sich ihm in gleichmäßigem Tempo. Als wir uns endlich so nahegekommen waren, dass seine Gesichtszüge deutlich wurden, sah er uns kurz an, stand auf und ging zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Ich hielt an und fand mein Handy. Ich nahm ein Video auf, in dem ich 360 Grad panoramierte, sogar an dem Mann vor mir vorbei. Beobachtete, ob er dem anderen folgen würde. Hätten sie sich treffen wollen, um etwas auszutauschen? Immerhin hatten sie Taschen dabei,

beide. Freunde, Feinde, Geschäftsleute im Urlaub, die ins Vogelschutzgebiet wollten, Vögel studieren und fotografieren wollten. Könnte man sich vorstellen, dass der Mann vor mir ein Auftragskiller aus Sylt war, der den anderen „eliminieren“ wollte? Und der andere gehört hatte, dass man lebenslang versucht hatte ihn zu ermorden und den Mann vor mir erkannt hatte. Aber ich würde eine Art Zeuge sein, wenn es hier auf dem Deich oder weiter vorne passieren würde. Auch ich wäre in Gefahr, liquidiert zu werden. Ich schauderte. Keine schönen Aussichten.

Ich sah aus meinem linken Auge, dass er sich jetzt auf die Bank gesetzt und seinen Rucksack geöffnet hatte. Ich ging hinunter zum Wasser, rein und raus zwischen all den kleinen zugefrorenen Wasserlöchern. Fotografierte den Sonneneinbruch in Eis und Schnee und die vielen Gänse, die schließlich abhoben, da ich zu nahekam. Nun musste er doch zu dem Schluss kommen, dass ich nur unterwegs war, um die Natur zu genießen, und ihm nichts Böses wünschte. Ich konnte seinen Oberkörper und sein Gesicht sehen – er hatte die Kapuze abgenommen.

Die Fähre war auf dem besten Weg nach List, dem Osthafen Sylts.

Er nahm etwas aus seinem Rucksack, ich konnte weder sehen, was es war, noch wollte er verraten, dass ich ihn

fast überwachte. Ich spürte, wie es mir wieder kalt den Rücken hinunterlief. Ich konnte jetzt sehen, dass er ein Handy an sein rechtes Ohr hielt. Wegen des Windes hörte ich nur ein paar Lachausbrüche. Irgendwie hat es mich beruhigt. Er könnte eigentlich ein netter, anständiger Familienvater sein – und damit absolut uninteressant. Nun, ich konnte nicht weiter mit meinem Handy herumspielen und pausenlos fotografieren, also begann ich langsam meinen Spaziergang in Richtung des Mannes. In meinem Kopf ging ich an ihm vorbei und überließ es ihm, entweder sitzen zu bleiben oder hinter mir weiterzugehen – wie ich es bisher getan hatte. Aber mein Kopf wurde von meinem Körper übertrumpft und sicherlich vom Unterbewusstsein, dem sechsten Sinn, und ich ging vom Deich hinunter, kurz vor der Bank. Er drehte kurz seinen Kopf zu mir, ich nickte. Er grüßte nicht. Als ich die Vestergade hinuntergekommen war in Richtung Helmusager, blickte ich auf und sah ihn hinter dem Gebüsch verschwinden. Er würde weiter zur Strandstraße gehen, vielleicht zum Strand, vielleicht würde er den anderen auf dem Parkplatz treffen. Vielleicht wollte er ins Vogelschutzgebiet gehen. Wenn man sich mit der Denkweise eines anderen vertraut macht, entstehen viele Vielleichts. Es sind die Vielleichts, die die Launen der Fantasie kontrollieren, die dann von

der Vernunft unter Behandlung kommen können. Falls man rationalisieren soll – und das muss man, denke ich. Man muss sich Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten und Realitäten ansehen. Wenn die beiden Männer sich treffen wollten, was war dann der Zweck? Waren sie Feinde, Freunde oder Kumpanen? Vielleicht waren sie Verwandte. Vielleicht! Normalerweise würden sie sich nicht kennen. Aber trotzdem, könnte ich mir alles Mögliche und Unmögliche vorstellen. Helmusager, der dem westlichen Ende des Golfplatzes bis zum Søndre Strandvej folgt, war von einer dicken Schneeschicht bedeckt. Die Löcher im Zaun zum Golfplatz hin waren dort Grund einer übermäßigen Menge von Schnee. Ein *scheiße* entwich meinem Mund. Ich habe mich jedoch für die Wahl des richtigen Schuhwerks bedankt.

Schneeverwehungen und starker Wind von rechts, mit einer wilden und heißen Sonne (ich hasse es, bei eisigem Wetter zu schwitzen) im Nacken und einer – wenn auch abnehmenden – Irritation meiner Wahl: vom Deich runtergehen, weil ich-weiß-nicht-was... Alle diese Naturgewalten hatten körperlich und seelisch die Oberhand gewonnen. Ende der 1800er Jahre schrieb Johannes V. Jensen eine Kurzgeschichte, „Mortens Heiligabend“, mit der ich mich nun noch besser vertraut machen konnte. Ich denke

jedoch, dass meine Kleidung besser war – und ich hatte mir meine eigenen Härten ausgesucht. Und es war Tag. Und nicht Heiligabend. Aber ich hatte gerade zwei potenzielle Killertypen kennengelernt. Ich lachte über mich selbst. Das mache ich von Zeit zu Zeit.

Ein schmaler Pfad erschien mit Fußspuren und Streifen wie von einem gezogenen Schlitten. Von einer Mutter, von der Größe der Fußabdrücke zu beurteilen. Ein paar Mal war der Schlitten umgekippt, konnte man sehen, wo das Terrain nach links abfiel. Es gab Abdrücke im Schnee des umgestürzten Jungen oder Mädchens. Ich selbst war ein paar Mal kurz davor zu fallen. Der Pfad erleichterte mir jedoch mein mühseliges Vorwärtstkommen, und ich wusste, dass die Straße weiter vor mir geräumt sein würde, wenn der Sommerhausbereich begann. Schwitzend mit aufgeknöpftem Mantel pustete ich unter meinem Hemd, um mich ein wenig abzukühlen – ohne mich dem Wind zuwenden zu müssen. Ein leichtes Unbehagen war im Hals zu spüren, wie vor einer Erkältung – das verhiess nichts Gutes. Nun, zumindest war es kein beginnendes Coronavirus. Ich wickelte mich wieder ein. Ich war gerade am ersten Haus vorbeigekommen, als ich weit voraus jemanden auf mich zukommen sah. Es war ein großer Mann. Beim ersten Blick könnte es aussehen wie der Mann

von vorhin. Den ganzen Weg hätte er jedoch nicht geschafft, so viel Zeit war noch nicht vergangen. Ich hatte schon immer ein gutes Zeitgefühl. Warum war mir Zweifel gekommen? Als wir uns näherten, war ich mir fast sicher: Er war es!

Er musste etwa zwei Meter groß gewesen sein – und sehr schlank. Die gleiche Gangart, wie der auf dem Deich, und er trug einen Rucksack des gleichen Typs, sah ich, als wir aneinander vorbeigingen. Er musste es sein. Diesmal jedoch lächelte er. Ich fasste Mut und drehte mich um, um ihn von hinten zu sehen. Tatsächlich! Seine Gestalt, sein Gang. Alles stimmte. Er bog auf eine Straße in Richtung Meer ab. Das war auch merkwürdig. Nun, dieser Spaziergang von hoffentlich mindestens zehntausend Schritten würde als einer der seltsameren in meinem Leben eingehen. Ich wollte ihm nachgehen.

So stand ich hier, schwitzend und frierend und verwirrt und wusste nicht, wie der Tag enden würde. Nach unendlich langer (wahrscheinlich etwa einer halben Minute) Bedenkzeit beschloss ich, meine Route zu ändern, was ich schon einmal getan hatte. Ich ging zum Sønderstrandvej, aber anstatt den Dyssebjergvej auf der rechten Seite zu wählen, ging ich weiter in Richtung Strand und wollte am Parkplatz links abbiegen, um ihn möglicherweise im

Vogelschutzgebiet zu begegnen. Der Vorwand, falls er mir ansprach, sollte sein: dass ich den Deich wieder zurückgehen wolle, da ich mir ausgerechnet hatte, dass es dann über zehntausend Schritte sein würde, was heute von Anfang an mein Ziel gewesen war – der Wahrheit entsprechend. Wenn sich das Gespräch entwickelte, würde ich ihm von meinen Erlebnissen erzählen und ihn zu seiner Beziehung zu Rømø und insbesondere zum Vogelschutzgebiet befragen. So schlimm ging es gar nicht. Auf dem Heimweg traf ich niemanden. Es war mir auch verdammt kalt und der Wind war eisig. Er lebte wahrscheinlich in der Gegend.

Ich kehrte zu meiner geplanten Route zurück. Zurück in Richtung Havneby, links auf den Dyssebjergvej, ihn folgen bis zur Plantage Vråby, wo sich einer der Hundewälder befindet, entlang des Langdalsvej nach Havnebyvej zurück nach Havneby.

Am Tag danach war der Wind weniger kräftig, aber die Temperatur war immer noch weit unter dem Gefrierpunkt, also fuhr ich mit dem Auto zum Strand. Ich wollte das Vogelschutzgebiet richtig kennenlernen. In den letzten vier oder fünf Jahren haben viel mehr Gänse als sonst überwintert. Zusätzlich zu den Vögeln in den Gärten, also

Spatzen, Drosseln, Elstern und auch die Watvögel, Austernfischer, Regenpfeifer, Säbelschnäbler und viele andere. Aber im Vogelschutzgebiet bei Sønderstranden muss man ein Fernglas dabei haben, um unterscheiden zu können. Es gibt Tafeln, die über die häufigsten Vogelarten in der Gegend erzählen und diese zeigen. Waldschnepfen waren ungewöhnlich zahlreich. Gänse, Schnepfen, von Spatzen wusste ich schon etwas. Viele waren südlich geflogen. Alles zu Hause gecheckt. Google.

Aber wie viele hatte ich eigentlich gesehen? Also war ich heute zielgerichtet. Ich hatte Kaffee und ein paar Äpfel mitgebracht. Eigentlich finde ich, dass Tee und Obst besser zusammen schmecken, aber ich hatte keinen. Ich hatte auch einen Klappstuhl, den ich auf einer Düne aufstellte. Es war kalt, aber ich gab es eine Chance. Ich hatte den äußeren Teil meiner Gartenhandschuhe abgeschnitten, damit ich einen besseren Griff bekommen konnte. Fausthandschuhe sind zu unbequem. Ich schaute auf die Uhr, 10:10. Einer meiner Lieblings TV-Shows beginnt um 13:30 Uhr, es war also noch viel Zeit. Ein paar Krähen schrien hinter mir. Der Südwestwind hier draußen hatte etwas mehr Druck. Die Kapuze kam hoch. Der erste Kaffeeschluck wärmte Hals und Brust. Ich hätte Schnaps

mitbringen sollen – und eine Steppdecke. Nun, das Fernglas kam hervor, und ich setzte mich.

Wenn du es nicht gewohnt bist, frei in der Natur zu bewegen, es sei denn, deine Freundin zwingt dich, dann wirst du von den unzähligen aufdringlichen Eindrücken gequält, die die Natur auf dich wirft. Im Winter ist es Wind, Matsch, kahle Bäume, wenn nicht Schnee, dann Regen. Wenn dann die Sonne endlich scheint, musst du eine Sonnenbrille tragen, und es dürfen keine Metallrahmen sein, da er zu kalt wird. Außerdem musst du genau die Kombinationskleidung finden, die sowohl zur Sonne im Rücken als auch im Kopf passt – du sollst nicht frieren oder schwitzen. Darüber hinaus gibt es so starke Kontraste, dass du höchstwahrscheinlich auf einen oder mehrere der Reste treten, die Hundebesitzer liegenlassen. *Man sieht es ja nicht im Schnee.* Im Sommer gibt es allerlei Gewürm, Fliegen, Mücken, Wespen, Vogelkot unter allen Laternenpfählen und auf deinem Auto, zu viele Touristen, schreiende, geistig unterernährte Kinder, die kein weiteres Eis bekommen dürfen, statt dem, dass sie gerade verloren haben, der der Vater auf dem Bürgersteig liegen lässt, damit wir hineintreten können – oder ausweichen müssen. Möwen, die schreien, Tauben, die scheißen. Die Natur und das Draußen sein sind für die wenigen, die

nicht genervt werden, die wenigen, die Geduld über alle Grenzen hinaus besitzen. Ich gehöre zum gereizten Typ – aber ich liebe Naturprogramme im Fernsehen. Am Ende packte ich alles zusammen und ging zum Auto.

Genervt, dass ich mich von einem kleinen kalten Wind ärgern ließ. Aber ich habe mich bei mir selbst entschuldigt, dass das Sitzen etwas ganz anderes ist als sich zu bewegen.

Nachdem ich die Heckklappe zugeschlagen hatte, hörte ich Schritte direkt hinter mir. Ich drehte mich um. Der Mann von gestern kam auf mich zu. Wir grüßten uns freundlich, er lächelte und sagte guten Tag. Ein Deutscher in Dänemark! Hier und jetzt während des Lockdowns! Er sah das Staunen in meinem Gesicht und wechselte ins Dänische – akzentfrei. Ich lächelte wieder etwas unsicher, was er auch entschlüsselte.

„Hallo, ich wollte nur ein bisschen necken. Es macht Spaß, die Gesichtsausdrücke der Leute zu sehen.“ Er hielt einen Augenblick inne, nachdem mein armseliges Ja, gut.

„Du bist es wieder. Warst du es nicht, den ich bei Helmusager begrüßt habe? ... Gestern.“

Ich runzelte leicht die Augenbrauen, als ob ich versuchte, mich zu erinnern.

„Es war so um zwölf.“

Ich ließ mein Gesicht aufklären.

„Na klar, ... Ich dachte, du kämst mir bekannt vor. Nun, hallo nochmal.“

Ich reichte ihm die Hand, und er nahm an. Ein etwas zu fester Händedruck. Viele Männer unterdrücken gewöhnlich ihre Urinstinkte und leben sie dann aus, indem sie coole Autos kaufen, auf Partys protzen, ihre Frauen und Kinder dominieren – UND einen etwas zu festen Händedruck geben. Er war vielleicht einer von ihnen. Der Dominanzdrang zeigt sich vor allem in öffentlichen Baderäumen, z.B. in Turnhallen. Männer schauen immer auf dich herab, um zu vergleichen. Wenn sie sehen, dass du ihnen in der Größe unterlegen bist, schicken sie dir normalerweise ein „herablassendes, besserwissendes“, aber auch dummes Lächeln. „Oh, da unten sieht es nicht ganz gut aus...“, oder ähnliches. Ich war einmal auf dem Skagen-Festival, wo meine Freundin und ich in einem Zelt auf einer Grünfläche am Rande der Stadt in der Nähe einer Schule wohnten. Wir mussten die Toilette und Bäder der Turnhalle benutzen. Aufgrund des eben erwähnten Problems habe ich nicht große Lust zu duschen, während alle anderen mich anschauen können. Die meisten aber stellten sich gleichgültig, viele hatten ihre kleinen Söhne bei sich. Nun, ich ging raus und trocknete mich ab. Gerade als

ich mir mein Unterhemd über den Kopf ziehen wollte, zog der ältere Mann mir gegenüber, mit halblangen, grauen Haaren und vielen Brusthaaren, seine Unterhose runter. *Mein lieber Gott!*

Ich kann nicht so tun, als wäre nichts passiert, wenn sich so ein Monster offenbart, also habe ich einfach gglotzt. Er sah es aber nicht und schlenderte durch das Gedränge der anderen staunenden Männer und Knaben, als wäre er ein Kaiser gewesen. Alle traten zur Seite. *Man könnte von dem getroffen werden!* Wenn dein Selbstvertrauen stimmt, vergleichst du dich nicht mit anderen. Zumindest nicht, was die Genitalien betrifft.

„Bist du Gast auf der Insel... Oder vielleicht Bewohner?“ fragte er und lächelte wieder – nachdem er meine Hand losgelassen hatte. Ich frage mich, ob er auch ein gutes Selbstvertrauen hatte, er war groß und offensichtlich sehr gesprächig.

„Ja, ich bin eine Art Gast, könnte man sagen. ich werde etwa einen Monat hier wohnen, da ich ein Opfer des Lock-downs bin.“ Ich lächelte mein schiefes Lächeln, während ich mit den Fingern Anführungszeichen machte.

„Opfer, ja... verdammte Epidemie... Pandemie ist es wohl...“

„Bist du auch isoliert?“

„Ja“, betonte er. „Mein Unternehmen war nicht in der Lage, die Hälfte unserer Bestellungen zu produzieren, also...“ Er sah aufrichtig enttäuscht aus. „Wir mussten fast dreißig Mitarbeiter entlassen.“

Er hob den Blick und sah mir einen Moment lang mit einer Art freundlicher Vertrautheit in die Augen. Waren wir uns sowieso so nahegekommen, weil wir im selben Boot saßen?

Er fuhr fort: „Wir sind aus dem Unterstützungspaket ausgestiegen, als wir die Leute gefeuert haben. Wir haben es durchgerechnet und bei der geringen Produktion gäbe es nur für vier Monate einen Überschuss an Bargeld – inklusive staatlicher Unterstützung. ... Damit...“

Ich muss gerade mal hinzufügen, dass es nicht ungewöhnlich ist, dass Leute sich mir anvertraut, wie es hier tatsächlich der Fall war. Wir hatten uns noch gar nicht vorgestellt. Ich muss eine Art von Sympathie, Vertrauen erwecken, allein durch meine Anwesenheit. Aber ich kann auch gut zuhören. Meine Mimik ist partizipativ. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich denke, dass es jetzt bald interessant werden muss, was die Leute mir anvertrauen, aber dann beruhige ich meine Geduld damit, dass ich wahrscheinlich eine gute Tat vollbringe, und dann

fühle ich mich besser, während ich versuche, an dem festzuhalten, was sie sagen. So auch in dieser Situation.

„Ja, ich muss zugeben, dass ich bezahlt werde, ich bin Beamter.“

Es gelang mir nicht, weiterzusprechen, bevor er übernahm. „Beamter“ war sein Stichwort. Sein eigenwilliges Geschwätz, das offensichtlich durch das Wort „Beamter“ ausgelöst wurde und jetzt den größten Teil von zwei Minuten in Anspruch nahm, ein langer Monolog, werde ich hier nicht wiederholen, nur äussern, um den Eindruck des Lesers von mir als Schwächling zu mildern, dass ich wirklich versuche, aktiv zuzuhören und zu versuchen, einzelne Passagen unterwegs zu kommentieren, von denen ich dachte, dass sie unterwegs kommentiert werden sollten. Aber nein, das war nicht möglich. Jedes Mal, wenn er in der Vorlesung einen kurzen Stopp einlegte, bei dem ich es schaffte, die Schallmauer zu durchbrechen, abfertigte er mich mit einem „Ja“ und fuhr dann fort. Nachhinein sehe ich ein, dass es ein dummer, schlecht durchdachter, impulsiver Gedanke war, „im selben Boot zu sein“. Aber ich glaube an den guten und versöhnlichen Menschen. Als er am Ende war, und mich nun mit einem scharfen, aber etwas feuchten Blick ansah, entstand eine Pause. Ich musste nur den Fragenkatalog, die Beschwerden und die

gezielten Vorwürfe sortieren, wobei er sich manchmal direkt auf mich und meine Situation bezog – unter anderem beruflich, „urlaubsmäßig“ und finanziell. Mit einer abwartenden Haltung stellte er sich, jetzt mit gekreuzten Armen und geschürzten Lippen an, kämpfte mit seinem kaum zu versteckenden heftigen Herzklopfen und seiner hartnäckigen, unterdrückten Atmung. Die wir alle aus einer Debatte kennen, in der man sich gegen persönliche Beleidigungen verteidigt. Oder von „besserwisserischen Idioten“ niederargumentiert zu werden.

Ich eröffnete: „Ja, es gibt viel zu beachten. Früher hat man gesagt: Die Nation braucht Gottes Hilfe. Ich denke, es wird sich in diesem Sommer von selbst lösen, wenn wir mehr draußen sind. Und man darf auch nicht vergessen, dass viele Angestellte des öffentlichen Dienstes tatsächlich jetzt arbeiten und versuchen, die Gesellschaft über die Runden zu bekommen. In Schulen zum Beispiel arbeiten Lehrer und Schüler, in den Fächern wo es möglich ist, im großen Stil zu Hause. Was Sport und Biologie, Physik und Chemie angeht, lässt es sich natürlich nicht machen. Ich weiß etwas darüber, weil ich Lehrer bin. Jetzt gehe ich bald in den Vorruhestand, und dann ist dieses Kapitel vorbei, also muss ich nur noch aufpassen, dass ich nicht krank werde, um das Krankenhaussystem nicht zu belasten.“ Ich

hielt einen kurzen Augenblick inne. „Und die Tatsache, dass die Wirtschaft jetzt gerade Probleme hat, ist etwas, woran niemand etwas ändern kann. Man geht doch davon aus, dass das Virus im Herbst und Winter zurückkommt und sich vermehrt.“

Ich wollte nicht, in meinem Beharren so aggressiv sein, wie er. Ich konnte auch besser normal atmen. Wir setzten die Diskussion noch ein wenig fort – ohne nennenswerte Zugeständnisse, aber dennoch einen guten ersten Eindruck voneinander zu bewahren. Dann gingen wir zu allgemeinen Überlegungen über das Wetter über, die überwältigende Anzahl von Dänen, die in ihrem Heimatland Urlaub machten, Wochenenden, Ostern stand vor der Tür. Schließlich haben wir uns gegenseitig vorgestellt. Er trug den deutsch klingenden Nachnamen Schmidt-Janssen. Ich fragte mich, ob doch ein wenig Deutsches Blut in seinen Genen steckte, dass er im Keim erstickte, indem er *zugeben musste*, dass sein Großvater Deutscher war und während des 1. Weltkriegs auf deutscher Seite gekämpft hatte. Er war in einem Schützengraben an der Ostfront gefallen. Nach 1920 war die Familie dänisch geworden – *Gott sei Dank!* Aber die Mutter hatte eine deutsche Schule besucht, und wenn man, wie er, in Südjütland lebte, beherrsche man die deutsche Sprache, die man vom Fernsehen und

Radio lernte. Er hatte eine Schreinerei drüben im Südostland, wie er es nannte. Genauer gesagt, Aabenraa. *Aber warum konnte ein Unternehmen wie das seine die normale Produktion nicht am Laufenden halten*, fragte ich. Das war eine heikle Frage, konnte ich sehen. Er dachte einen Moment nach, bevor er antwortete, dass die Ungewissheit über die Beihilfe sie vorsichtiger gemacht hatte und, wie bereits erwähnt, beschlossen hatte, Personal zu kündigen. In diesem Fach war es eine regelmäßig genutzte Möglichkeit für Zimmermänner – und übrigens auch andere, die draussen arbeiteten, wie z.B. Maurer –, viele von ihnen als eine Art Saisonarbeiter arbeiten zu lassen, im Tarifvertrag heißt es „Stundenlohn“. Dann bekamen sie Arbeitslosengeld an den Tagen, an denen sie nicht bezahlt wurden. Vor allem die Akkordarbeiter bekamen Stundenlohn – das versteht sich von selbst. Die meisten, so sagte er, waren mit dieser Regelung zufrieden. Ich bin politisch links von der Mitte, muss ich gestehen, wenn auch nicht rabiat. Ich würde mich immer auf die Seite des Arbeitnehmers und nicht auf die des Arbeitgebers stellen. Zumindest, wenn es um die Bedingungen des Produktionsapparates geht. Es ist fast in mich eingebaut, ein Grundelement meiner Persönlichkeit. Liegt im Blut. Mein Vater war jedoch Selbstständiger, er hatte eine Schmiede, in der er in guten Zeiten bis zu fünf

Angestellte hatte, in weniger guten zwei Festangestellte. Als Kind und Jugendlicher habe ich beobachtet, wie die Zeiten verschieden waren. In Jahren mit niedrigem Einkommen sind wir nicht in den Urlaub gekommen. Mein Bruder und ich haben mit unserer Mutter Tagesausflüge gemacht. Das war auch in Ordnung, aber wir sahen unseren Vater nur beim Mittagessen um zwölf Uhr und nach der Arbeit, die manchmal auf den Abend verschoben wurde. Das Abendessen war in der Regel um sechs. An den Wochenenden haben wir ihn grausam ausgebeutet – wenn er nicht arbeiten musste. Selbstständige können auch im Schlamassel sitzen. All das trage ich in meinem Rucksack, wenn über die Bedingungen der Arbeiterklasse diskutiert wird. Und so ist es auch heute. Aber ich fand, dass das Gerede allmählich zu oberflächlich geworden war, als ob wir es am Laufen hielten, um zu gefährlichen Pausen zu vermeiden, bei denen wir unweigerlich stehen und nachdenken mussten, um auf die nächste Oberflächlichkeit zu kommen.

„Alle Ehre und Respekt für deine Haltung“, begann er nach der überlangen Pause. „Wir müssen zusammenarbeiten, sowohl die öffentlichen als auch die privaten Angestellten und die Arbeitgeber, sonst wird alles schrecklich schief gehen. Ich war ein Sauertopf! ...“

„Na gut, ich bin auch nicht perfekt. ... Möchtest du eine Tasse Kaffee, ich glaube, ich habe gerade ein paar Plastikbecher dabei“, schlug ich als freundliche Geste vor.

Er schaute auf seine Armbanduhr und verneinte. Er wollte noch vor dem Mittagessen einen Spaziergang machen.

Ich stieg ins Auto und fuhr nach Hause. Musste mal auf die Toilette.

Als ich dort saß, kamen mir die Gedanken darüber in den Sinn, welcher Typ er war. Ich frage mich, wie es gelaufen wäre, wenn das Gespräch nicht auf die sehr unterschiedlichen Bedingungen während des Lockdowns der Gesellschaft hinausgegangen wäre. Hätten wir über Vögel, die Natur und die gleichen Gemeinplätze gesprochen, von denen wir am Ende gesprochen hatten? Wahrscheinlich. Ich frage mich, ob er eine Frau hatte. Und Kinder? Er schien etwa fünfzig Jahre alt zu sein. Graues Haar an der Schläfe und im kurz geschnittenen Bart. Was dachte er in diesem Augenblick über mich? Ich ließ es aus meinem Kopf. Nun ja, es stellte sich heraus, dass alles nur Hirngespinnste war. Möglicher Mörder, Mafia, mein Gott! Er war ein gewöhnlicher, langweiliger Mann. Sicherlich ein guter Mann. Aber hallo, gewöhnlich, zu gewöhnlich für einen Krimi. Ich grinste über meine ersten dummen Ideen auf

dem Deich. Ich hätte heute nie da rausfahren sollen. Ich hätte fast vorhersagen können, dass ich keine Vögel sehen würde. Und dass es zu kalt werden würde, um still zu sitzen. Mir wäre es viel lieber gewesen, er wäre ein Krimineller gewesen. Aber wer hat gesagt, dass er es nicht ist. Aber der Schein trügt.

Das Handy sagte 1026 Schritte. Es hatte genauso lange gedauert wie meine über zehntausend Schritte gestern.

Der Vogelbeobachter

Er hatte die gesamte Ausrüstung dabei. Ich konnte mindestens zwei Kameras sehen, die an seinem Hals hingen. Er setzte sich auf die einzige Bank am Feldweg. Anscheinend wollte er nur die Linsen polieren. Eine Kamera war eigentlich keine Kamera, sondern ein Fernglas. Beide Geräte sahen teuer aus. An der Kamera war ein langes Teleobjektiv deutlich. Auf der Bank lag der Ständer – zusammen mit seinem Rucksack mit seinem Lunchpaket und Kaffee, vermutete ich.

Vogelbeobachter war die Schlussfolgerung. Ornithologe vielleicht. Vogel Spotter?

Wahrscheinlich behandelte er die Linsen gegen Tau, der Morgennebel hing deutlich über die Wiesen. Die Sonne im Südosten hatte sich gerade über dem Horizont gezeigt und ließ den Nebel vorerst über Grasland und feuchten Feldern hängen. Das gelbliche Licht färbte Büsche und Bäume violett auf mich zu. Er trug die richtige Kleidung, um Vogelbeobachter zu sein. Kein Zweifel, natürlich war er Vogelbeobachter.

Ich war es auch – irgendwie.

Ich stieg aus dem Auto, schnappte mir meinen gepackten Wanderrucksack und meine Kameratasche über die Schulter und machte mich auf den Weg nördlich entlang des Deiches zum Übungsgelände. Wir grüßten uns kurz mit einer leicht erhobenen Hand und einem Nicken. Ich drehte mich ein paar Mal um, um zu sehen, ob der Vogelbeobachter die Bank verlassen hatte. Ich hätte fragen können, ob es Vögel waren, hinter denen er her war.

Selber war ich auf der Suche nach etwas anderem. Ich erreichte einen Punkt 40-50 Meter vor dem Kontrollturm, wo ich mich hinsetzte, um das Schießen des Tages zu beobachten. Es wurde gemunkelt, dass eine Handvoll F-16 vorbeikommen würden, um verschiedene Ziele zu zertümmern. Wahrscheinlich ein schreckliches Geräusch, aber ich hatte Ohrpfropfe dabei.

Ich holte die Thermosflasche heraus und goss mir eine Tasse Kaffee ein, stark und heiß. Ich wollte noch ein wenig auf den Inhalt meines Flachmannes warten. Zumindest so lange, bis die ersten Flugzeuge zu hören waren.

Die Kugeln waren zur Warnung gehisst, und das weiße Licht blinkte. Ich konnte ein paar der Attrappen, Panzer, die da standen und herausfordernd aussahen. In ein oder zwei Stunden würden sie dann sehr handlungsunfähige Panzer sein. Die ganze Woche und nächste Woche mit...

Wie viel kann man in zwei Wochen zerstören? Gab es jeden Tag neue Attrappen? Oder wurde es in Quoten verteilt? Drei Treffer pro Düsenjäger?

Bei der heutigen Mission ging es in erster Linie um den Lärm. Ich wollte ein Video aufnehmen und es auf meiner Facebook-Seite veröffentlichen, zusammen mit empörtem Voxpop, der auf der ganzen Insel aufgenommen werden sollte. Ich nahm die Kamera aus der Kameratasche, überprüfte alles und montierte sie auf dem Ständer. *Ready to go!* Ich leerte den Becher und steckte die Thermosflasche wieder in meinen Rucksack. Ich spürte die Spannung in Wangen und Nacken und schaute zum Turm hinauf. Vielleicht war es ein wenig provokativ, mich genau hier hinzusetzen. Und vielleicht war der neu gekaufte dB-Messer es auch. Ich fragte mich, ob die Männer im Turm so etwas bereits gesehen hatten?

Sie kamen nach etwa einer Stunde. Drei F-16. Bei den ersten beiden Überflügen im Abstand von zwei Minuten fielen keine Schüsse – Vielleicht haben sie nur das Gebiet fotografiert. Die Distanz gemessen? Ich schafte es, das dB-Niveau zu überprüfen. 106 dB beim ersten Flug, 110 beim nächsten – mehr als das Doppelte der Lautstärke, aber immer noch unter der „gefährlichen“ Grenze. C

Zwei Minuten vergingen, bis der erste Düsenjäger zu schießen begann. Diesmal war der Anflug deutlich tiefer über dem Boden und der Schalldruck war stärker, 120 dB zeigte das Messgerät an. Eine Reihe von Schüssen wurden mit den montierten Maschinengewehren abgefeuert. Ich konnte nicht genau sehen, was sie taten und wo sie einschlugen. Es musste eine Art Zielscheibe sein. Das Geräusch der Kanonen war nicht leicht einzuschätzen – zumindest nicht mit dem Messgerät. Nach den Salven flogen die Düsenjäger schräg raus über das Meer. Als sie zurückkehrten, war es in einer V-Formation, und die Salven fanden nun gleichzeitig statt. Jetzt konnte ich die Einschläge der Düsenjäger erkennen. Wieder zeigte das Messgerät keinen zusätzlichen Ausschlag. Ich schaltete das Video aus und legte eine neue Karte in die Kamera ein. Ein kleiner Schluck musste her, denn mein Puls hatte sich deutlich erhöht. Ein paar wohltuende Schlucke später waren die Kamera und ich bereit für die nächste Aufnahme. Ich hatte ein wenig das Gefühl, dass es jetzt etwas mehr Druck geben würde. Als das erste Flugzeug zu hören war, schaltete ich das Video wieder ein. Der nächste Anflug war senkrechter und kam von dem Meer. Nur wenige hundert Meter innerhalb des Militärgebietes wurde eine der lasergeleiteten Bomben abgeworfen. Erdkaskaden hoben sich in

die Luft und grauschwarzer Rauch zog in meine Richtung. Eine kleine Sekunde später kam das Geräusch der Explosion, und nun reagierte der dB-Messer. Der Schalldruck war stärker als 120 dB. Mit anderen Worten, das gleiche wie die Düsenjäger. Der nächste Aufprall, bei dem eine Panzeratrappe zertrümmert wurde, zeigte dasselbe. Die Übung endete damit, dass die drei Flugzeuge in einem eleganten Sturzflug in Richtung Turm und einem steilen Aufstieg in einer Art versetzter Palette aufgereiht wurden. Die beiden flogen weiter in Richtung Festland – Skærbæk, Toflund, in diese Richtung – der dritte über das Meer hinaus und, wie es aussah, nördlich. Vielleicht in Richtung Oksbøl.

Ich packte meine Ausrüstung zusammen, packte sie in meinen Rucksack, stand auf und machte mich auf den Weg zur Treppe dem Deich hinunter. Plötzlich spürte ich einen leichten Schlag an meinem rechten Ohr. Wie ein Wespenstich. Ich führte meine Hand herum und bekam Blut an meinen Fingern. Nicht viel, aber da es auch schmerzhaft war, erschrak ich. Ich schaute mich um, konnte aber nicht sehen, woher der Schuss kam – denn ein Schuss war es unzweifelhaft. Es musste von der Rückseite des Militärgebietes in Richtung Juvre abgefeuert worden sein. Ich duckte mich, legte mich ins Gras auf den Deich

und kroch hinunter, meinen Rucksack schleppend. Es war wohl ein halber Kilometer bis zum Auto.

Ein Gewehr hat eine lange Reichweite, zum Glück war der Deich nun dem Schützen im Weg. Ich rannte, als ginge es um Leben und Tod – worum es vielleicht auch ging. Ich hörte jemanden von hinten rufen. „Hallo“, hörte es sich an. Vielleicht der Mann im Kontrollturm. Ich drehte mich kurz, während ich rannte und sah zwei Männer unter dem Turm stehen. Sie winkten mir zu, als wollten sie mich dort zurückrufen. Ich lief, bis ich das Auto erreichte. Sonst befand sich niemand auf dem Parkplatz neben dem kleinen Haus. Ich warf meinen Rucksack auf den Rücksitz, setzte mich ans Steuer und fuhr los. In der Ferne sah ich im Rückspiegel die beiden Militärs vom Turm, die mit zwei nach Süden gerichteten Ferngläsern auf dem Deich standen.

Ich fand meine Küchenrolle und hielt mir ein Stück ans Ohr. Der Schmerz hatte etwas nachgelassen, Kopfschmerzen waren auf dem Weg. Ich legte den Rückwärtsgang ein und dann den ersten Gang, beschleunigte mehr als gewöhnlich und hatte Mühe, das Auto in der Mitte der Straße zu halten, was auf der engen Strecke bis nach Juvre am besten ist. Der Puls war immer noch hoch, die nun jagenden Kopfschmerzen unerträglich und meine Sicht flackerte. Die Sonne brannte mir ins Gesicht. Ich blinzelte mit

den Augen, um klarer zu sehen und setzte meine Sonnenbrille auf. Sie waren kalt, es beschlug, sowohl auf den Gläsern als auch auf der Windschutzscheibe, also fuhr ich etwas langsamer, drehte den Lüfter maximum auf. Ich musste das Seitenfenster öffnen, um die Straße folgen zu können.

An der Tankstelle kurz vor der Kreuzung hielt ich an, stieg aus und trocknete bei laufendem Motor, alle Scheiben beschlagfrei. Ich hatte die ganze Zeit ein Auge auf die Straße. Drei Autos kamen aus Richtung Juvre. Ich folgte ihnen mit den Augen und versuchte, wenn sie vorbeifuhren nach innen zu schauen, aber alle drei hatten Probleme mit dem Tau – genau wie ich. Keiner von ihnen beachtete mich. Ich setzte mich, ohne getankt zu haben, ins Auto. Die Sonne hatte sich hinter dunklen Wolken versteckt, es sah aus wie der Auftakt zu irgendeiner Art von Niederschlag, wahrscheinlich Schnee. Die Temperatur war ziemlich gesunken. Ich schwitzte. Das Auto zeigte zwei Grad an. Woher genau kam der Wind? Der Polizist, der etwa einen Kilometer nach der Kreuzung an der Straße nach Havneby wohnte, begrüßte mich mit einem schiefen Lächeln, als wüsste er, worum es ging. Wir stellten uns vor. Das Militär hat das Recht in allen Belangen. Wenn sie falsch zielen, wird, die Presse dafür sorgen, dass es

veröffentlicht wird, aber nur das Verteidigungsministerium kann etwas Ordentliches dagegen tun. Um es den Menschen auf der Insel schmackhafter zu machen, lädt die Luftwaffe die Menschen ein, den Schießereien beizuwohnen...

Der Polizist, Jørgen Bang, bekannte sich weiterhin zu seiner Handlungsunfähigkeit und deutete einige andere Beziehungen weg zwischen den "Institutionen der Macht" des Landes, wie er es nannte. Es war ungeheuer, wie er es konnte. Es klang auch ein bisschen so, als hätte er entweder alles auswendig gelernt oder es vor Touristen so oft wiederholt, dass es sich als Notwendigkeit in sein persönliches Abwehrsystem eingebettet hatte, um nicht zu tief in die Qualen der Touristen verwickelt zu werden.

„Aber vielleicht kommst du deshalb nicht...?“, fragte er schließlich, als würde er meinen Gesichtsausdruck lesen, und jetzt war ich dran.

„Nein, nicht ganz deswegen“, antwortete ich, indem ich von meinen Erlebnissen nördlich von Juvre berichtete. „Das Militär lädt uns doch nicht zu den Übungen ein, um auf Menschen zu schießen?“, scherzte ich halbwegs.

„Nein, neeein, ...“ Ein wenig zu langer Denkpause – meiner Meinung nach –, bevor er fortfuhr: „Völlig undenkbar!“ Er hielt wieder inne. Ich ließ es ihn ohne

Unterbrechung machen, da es so aussah, als würde er mehrere Dinge in Betracht ziehen. Er schaute mir in die Augen, legte kurz seine rechte Hand auf meine Schulter und setzte sich hinter den Tisch. Nachdem er die Rapportseite auf seinem PC gefunden hatte, schaute er auf. „Nun, wollen wir die Fakten klarstellen. Berichte Mal von Anfang an.“

Ich erzählte alles von Anfang an, übersprang aber die Bagatellen, einschließlich der Messung des Lärms während der Angriffe, und endete mit meiner Flucht zur Tankstelle. Er runzelte nur leicht die Augenbraue, als ich fast wie in einer kurzen Ergänzung erwähnte, dass ich wegen beschlagener Scheiben nicht so schnell fliehen konnte. Ansonsten folgte er sklavisch meiner Aussage, war recht geschickt im Umgang mit der Tastatur. Ich fragte mich, wie viele Protokolle pro Jahr er aufgenommen hatte? Sicherlich nicht viele.

„Komm morgen vorbei, sagen wir mal um zwölf – rufe zehn Minuten vorher an. Dann habe ich mehr herausgefunden und habe wahrscheinlich ein paar Fragen.“

Ich verabschiedete mich mit einem festen Händedruck als Zeichen der Wertschätzung für seine vorläufige Behandlung von mir und meinem Vorhaben.

Ich habe oft Vorurteile gegenüber die örtliche Polizeiarbeit und ihre Funktionen in diesen kleinen Gemeinden gehabt, in denen jeder jeden kennt und in denen Eigenmacht das Recht eines jeden Menschen ist. *Sei zu anderen, wie du denkst, dass sie nicht zu dir sein sollen!* – eine milde Paraphrase einer alten, goldumrandeten Grundregel. Aber mit dem guten Empfang des Sheriffs der Insel lösten sich die Vorurteile von meinen tief verwurzelten Wahnvorstellungen.

Um kurz nach elf am nächsten Tag klingelte mein Handy. Ich saß beim Frühstück. Es war spät geworden, bevor ich schlafen konnte. Ich lag da und drehte mich jedes Mal, wenn ich meine Augen schloss, mit den Ereignissen des Tages auf meiner Netzhaut. Ich hatte gelesen, Kreuzworträtsel gelöst, war aufgestanden und hatte einen Whisky getrunken, was natürlich nicht half. Auf der anderen Seite konnte ich mit dem Aufstehen bis zwölf warten. Das machte ich dann – fast. Ich berührte den grünen Punkt. Es war der Sheriff.

„Guten Vormittag“, und bevor ich Hallo sagen konnte, fuhr er in frischem Ton fort, „und du kannst es ruhig angehen lassen. Ich werde erst nach der Arbeit, also um fünf

Uhr, Zeit für unser Gespräch haben, hoffe, es ist in Ordnung...?“

Natürlich war es okay. Übrigens, was kann man dagegen tun? Es war im Grunde seine Entscheidung, wann wir uns sehen konnten.

Ich beschloss, einen Spaziergang zu machen, um frische Luft zu schnappen und einkaufen zu gehen. Es sollte heute bei Brugsen sein. Bei DagliBrugsen liefen relativ viele Menschen mit Einkaufswagen herum – die meisten trugen Gesichtsmasken. Ich zog meine an, desinfizierte meine Hände und nahm einen Korbwagen. Auf der Einkaufsliste meines Handys stand: Brot, Milch, Haferflocken, Käse, Heringe, Aufschnitt, Gurke, Bier, Whisky.

Es war genau das, was nötig war. Als ich mich der Kasse näherte und meine Impulskäufe, Spezial Bier und Mineralwasser verfluchte und die lange Schlange gefüllter Einkaufswagen sah, gab ich fast auf, versuchte aber meinen Ärger zu besänftigen, indem ich die anderen Kunden im Laden beobachtete. Ach was... Ich war sozusagen im Urlaub... Dann fing ein kleiner Junge an zu schreien. Sowohl sein Vater als auch seine Mutter versuchten ihn zum Schweigen zu bringen. Es half nichts.

Ich weiß nicht, warum ich immer leiden muss. Ich bekomme immer die größte Lust diese handlungsunfähigen

Eltern zu belehren, dass man dafür sorgen muss, dass Kinder passiviert werden, bevor sie in Läden mitkommen. Stattdessen muss man sie mit ihrem iPad oder ähnlichem im Auto, während des Einkaufs, sitzen lassen. Das macht sie nicht gerade zu guten Bürgern, lehrt sie, sich zu benehmen und rücksichtsvoll zu sein und desgleichen (die sie sowieso nie lernen, Curling-Kinder, die sie sind), aber es macht eine Kassenwarteschlange etwas weniger qualvoll beizuwohnen. Als ich mit den drei gefüllten Einkaufstüten nach Hause kam und alles an seinen Platz gestellt hatte, kochte ich Kaffee. Ich schaltete das Radio ein, das auf Globus Gold eingestellt war, und spielte eine ganze Menge Mixed, Gutes und Schlechtes in einem kräftigen, aber gleichgültigen Washkessel. In meinem Schädel schalte es allmählich vor Langeweile, so dass ich abschalten musste. Ich ging auf die Terrasse und fand Ruhe. Kühle und frische. Die Wolken hatten sich in eine andere Richtung verzogen, und die Sonne war wieder frei und dort, wo ich sie in den Nacken bekam.

Draußen im Watt ging eine kleine Gruppe von Erwachsenen und Kindern mit Körben und schaute nach unten, um nach Austern zu suchen. Ich hätte sie wahrscheinlich warnen sollen, es war das Ende der Saison, aber ich hatte

keine Lust, dorthin zu gehen. Aber vielleicht würden sie auch nicht die Funde essen.

Ich wurde schläfrig in der Sonne und legte mich aufs Bett und schlummerte ein.

Gegen fünf Uhr rief ich den Polizisten an. Er antwortete nicht. Ich machte mir eine Tasse Kaffee, machte mir ein Käsesandwich. Draußen in der Sonne hörte ich, wie die Nachbarn mit Kochgeschirr und Geschirr klapperten. Die Familie, mit der ich auf *Mojn* war, hatte den Grill hervorgesucht. Der schwache, aber intensive, charakteristische Geruch von verbrannter Kohle ergänzte mein Erlebnis mit Käsesandwiches mit Kaffee. In der Sommerlandschaft dieses Frühjahrs gibt es über so etwas nichts zu beanstanden. Ich blieb sitzen, rief wieder den Landpolizisten an. Keine Antwort. Eine Viertelstunde später wurde der Kohlenge-stank von dem Geruch des Grillens abgelöst, geräucherter Speck und Würstchen, Rosmarin, Thymian ließ die Spucke in meinem Mund auslösen. Ich ging hinein und machte mir noch ein Käsesandwich.

Alle guten Dinge sind drei. Der Landpolizist war am Handy. Wir vereinbarten, dass ich sofort kommen konnte, er hatte eine halbe Stunde Zeit vor Feierabend. *Feierabend!* Dachte ich.

„Nun, ich war da draußen“, begann er, „und ich bin deinen Weg vom Turm und der Flucht zum Haus gegangen. Ich stand da und schaute mich um, wo du den Schuss spürte. Wenn es sich, wie wir glauben, um einen Gewehrschuss handelt, muss es mit einem Schalldämpfer ausgestattet gewesen sein. Das ist schon gesetzwidrig. Es ist auch unerlaubt, auf andere zu schießen. Du hast nichts gehört, oder?“ Ich schüttelte den Kopf. „Es mag ein unabsichtlicher Schuss gewesen sein, aber die Wahrscheinlichkeit ist so gut wie nichtexistierend.“

So weit so gut. Ich habe mich über sein Engagement gefreut. Er fuhr fort: „Dann kam eine Person vom Militär herüber, der an jenem Tag dort war und deine Reaktion gesehen hatte. Sein Kollege hatte gerufen, du solltest Halt machen, sie waren besorgt. Es ist korrekt, dass sie dastanden und in ihre Ferngläser schauten, du hast ganz richtig in deinen Rückspiegel gesehen. Ich habe ihm erklärt, was du erlebt hast. Er stimmte zu, dass es sich um einen Gewehrschuss gehandelt haben musste. Was er dann gemacht hat, ist interessant – und ein großes Glück.“

„Okay, was denn?“ Es war ziemlich spannend.

„Nun, siehst du, er hat einen Metalldetektor im Turm geholt ... Und wir gingen in die Richtung, in der die Kugel verschwunden sein musste, nachdem sie dir das Ohr fast

aufgeschnitten hatte. Vorausgesetzt, der Schütze hatte sich im Gebüsch versteckt. Es dauerte eine ganze Stunde, bis wir es fanden. Auf der anderen Seite des Wassergrabens. Ich habe es jetzt zur weiteren Prüfung eingereicht. Die Antwort wird wahrscheinlich morgen kommen.“ Er lehnte sich zurück im Stuhl. Starrete mich an und erwartete eine Reaktion.

„Mein lieber Mann!“ war meine Reaktion.

„Ja, mein lieber, lieber Mann“, fuhr er fort. „Das ist das erste Mal hier auf Rømø, dass zu meiner Zeit auf jemanden geschossen wurde.“ Er machte eine Pause. Ich lehnte mich zurück. „Und es ist ein riesiges Problem, dass so etwas passiert. Hier!“

Ich hatte eine Ahnung, was auf mich zukommen würde. Runzelte die Stirn, nickte nachdenklich. „Und was jetzt?“ fragte ich. „Kannst du, ihr etwas tun?“

„Wir können natürlich die Ermittlungen fortsetzen. Vielleicht herausfinden, wo das Geschoss gekauft ist, aber das ist heute schwierig. Wir können überprüfen, ob die betreffende Waffe in Dänemark gekauft wurde, von wem, möglicherweise die Firma, wenn wir die Herkunft der Kugel bestimmen können. Das dauert lange.“

„Aber es wird am Ende in die Ablage getan, oder?“ Ich erkannte das Schicksal der Sache. Unabhängig von der

Illegalität stand das Wohlergehen der Gesellschaft an erster Stelle. Der Tourismus und die dänischen Streitkräfte waren starke Argumente.

„Ziemlich wahrscheinlich, dass du wahrscheinlich Recht haben wirst. Die Streitkräfte sind auch nicht daran interessiert, dass es ans Licht kommt. Die Leute ziehen ihre eigenen Schlüsse, nicht wahr?“

„Nun, das macht man wohl immer. Aber wie würdest du reagieren, wenn ich den Fall selbst untersuchen würde? Und wir haben Redefreiheit, nicht wahr?“ Und das sind wohl meine einzigen Möglichkeiten. Ich frage mich, ob sich die Presse für die Geschichte interessieren würde.

Der Polizist atmete zweimal tief durch. Er stand auf, ging zum Fenster und sprach mit dem Rücken zu mir.

„Hier zu Lande verbieten wir den Leuten nicht, an die Zeitungen zu schreiben.“ Er hielt einen Moment inne und dachte nach. „Aber wir können die Menschen um ihre Kooperationsbereitschaft bitten, mit ihrem besten Ich zu sprechen, wenn man so will.“

„Natürlich!“ sagte ich fast gekränkt. „Aber es ist nicht als eine Drohung gemeint. Ich habe nur das Bedürfnis das alles durchzuziehen. Und sei es nur, um schlafen zu können.“ Es war etwas übertrieben, denn das Einschlafen fällt

mir sowieso schwer. Aber Schlaf ist für alle wichtig, und jeder kann sich mit dem Bedürfnis nach Schlaf identifizieren. Auch Landpolizisten.

Wir trennten uns nach seiner Versicherung, dass er mich informieren würde, wenn es Neuigkeiten in dem Fall gäbe, die vorerst weiter unten im Stapel, auf sekundäre Priorität herabgestuft würde, d.h. nicht in die Ablage getan – aber fast, wie ich es interpretierte – nun, dann würde er mich informieren.

Seitdem war ich nicht in dem Militärgelände. Und dieser Voxpop mit empörten Touristen und Anwohnern habe ich abgeschossen.